

THEOLOGISCH - PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

97. JAHRGANG

1949

4. HEFT

Bischof

Gedanken zur höchsten Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums

Von P. Kasimir Braun O. M. Cap., Würzburg

Comple in sacerdote Tuo ministerii Tui Summam, et ornamentis totius glorificationis instructum coelestis unguenti rore sanctifica!

(Schlußsatz der Weihepräfatation der Bischofsweihe.)

Der Ordo episcopalis ist sowohl die Summa wie das Summum sacramenti ordinis; die Summa, weil im Crescendo der Befugnisübertragung zu all den durch die vorausgegangenen Weihegrade schon verliehenen Machtbefugnissen die Bischofsweihe dem Weihling auch noch die letzte Vollmacht hinzufügt, nämlich die Potestas ordinandi, confirmandi und (in seiner Diözese in Abhängigkeit vom Papst) die potestas jurisdictionis et regiminis. Das Summum, weil die Bischofsweihe den Weihling im Ascendendo der Weihestufen auf die höchste Stufe der Geweihten und der ontischen configuratio cum Christo erhebt.

Das Folgende will keine Exegese des herrlichen Ritus der Bischofsweihe sein; auch kein Nachweis, daß Christus den Episkopat nicht als demokratisches, d. h. vom demos, der Gemeinde, dem Bischofskandidaten zu übertragendes Amt eingesetzt hat, sondern als monarchisches. Die Tatsachenfrage des monarchischen Episkopates, d. h. daß von Anfang an ein monarchischer Vorsteher an der Spitze der einzelnen Kirchen stand (in Abhängigkeit vom Papst), wird heutzutage auch von den nichtkatholischen Fachgelehrten zugegeben. Die Rechtsfrage, d. h. ob diese tatsächlich monarchischen Vorsteher ihr Amt nur auf Grund einer vom demos, der Gemeinde, zwecks besserer und gedeihlicherer Leitung der Kirchen erfolgten Übertragung, bzw. durch Usurpation erhielten oder kraft aus-

drücklichen Willens Christi und seiner von ihm so unterwiesenen Apostel, also kraft göttlichen Rechtes, beantwortet (unter Zustimmung des größeren und noch zunehmenden Teiles auch der nichtkatholischen Fachgelehrten) jede solide Dogmatik zugunsten der letzteren Behauptung. Auch keine Dogmatik der Bischofsweihe soll gegeben werden. Das alles kann in jedem Dogmatiklehrbuch und Kollegheft nachgelesen werden, wobei aber Lehrbuch und Kollegheft in Einklang zu bringen sind mit der (wohl lehramtlichen) Entscheidung Pius' XII. in seiner Apostolischen Konstitution „Sacramentum ordinis“ vom 30. November 1947 hinsichtlich der sakramentalen Materie und Form der Diakons-, Presbyterats- und Episkopats-Weihe, sowie hinsichtlich der bei der Bischofsweihe assistierenden Bischöfe.

Anliegen der folgenden Darlegungen ist vielmehr zu zeigen, welch herrliche, nur von Gott ersinnbare und realisierbare, der Natur Gottes wie der des Menschen wunderbar entsprechende Idee im Episkopat und im Primat des Papstes von Gott Gestalt und Leben erhalten hat.

I. Die durch die Priesterweihe Christo, dem gottmenschlichen Hohenpriester, konfigurierten Menschen, die Priester, sollen Gott den Menschen gegenwärtig setzen durch die Predigt seines Wortes („Predigt das Evangelium“ und „Wer euch hört, hört mich“), mehr noch durch die Vermittlung des göttlichen Lebens in der Taufe, bzw. dessen Wiederbelebung durch das Sakrament der Buße, mehr noch durch die Transsubstantiation und am allermeisten und intimsten durch die Kommunion. Sie sind des Heilands *Ministri et Cooperatores* in der Stillung der Sehnsucht der Menschen nach Gott und seiner eigenen Sehnsucht nach den Menschen. Gott, von dem der hl. Gregor von Nazianz diesbezüglich wohl am ergreifendsten sagt: *Sitit sitiri Deus*, Gott dürstet danach, daß man Durst nach ihm habe, hat damit seinem eigenen, aus seinem Wesen geborenen Durst nach den Menschen und dem den Menschen angeborenen Durst nach ihm göttlich erhabene Befriedigung gegeben.

Aber wer spendet die Priesterweihe? Laien? Unmöglich! Denn wie sollen Laien andere Laien innerlich, seinsmäßig dem gottmenschlichen Hohenpriester gleichförmig machen und sie innerlich, seinsmäßig zu übernatürlichen, theandrischen Handlungen befähigen und

beauftragen können? Das geht ja über ihre rein natürliche Kraft hinaus. Können Priester anderen die Priesterweihe spenden? Der Heiland hätte es so anordnen können, zumal ja schon die Priester durch das *signum configurativum cum Christo sacerdote* eine gewisse Befähigung dazu haben. Aber er hat es nicht so angeordnet. Warum? Ich weiß es nicht. Sicherlich wohl auch deswegen, weil er, der allüberall in der sichtbaren Schöpfung die Rang- und Stufenordnung durchgeführt und auch die unsichtbare Schöpfung der Engelwelt neuschöpflich in einem Ascendendo der Herrlichkeit und Crescendo der Macht und Aufgabe geschaffen hat, auch in seiner Kirche und in seinem Heiligtum die hierarchische Ordnung der Über- und Unterordnung will.

So hat er ja auch seine 72 Jünger nur befähigt und gesandt zur Predigt und Wunderheilung an Kranken und Besessenen (Lk 10). Sie hatten von ihm nur die *Missio canonica* und das persönliche *Carisma* der Wunderkraft erhalten. Zwölf aber hat er eigens und mit Namen ausgewählt, zu seinen Aposteln gemacht, ihnen nicht bloß die *Missio canonica* und Wunderkraft gegeben, sondern sie geweiht, also ihnen den hohenpriesterlichen Charakter verliehen, sie also durch das *signum configurativum* sich selber konfiguriert, durch das *signum dispositivum* sie zu den gleichen hohenpriesterlichen Handlungen disponiert, durch das *signum obligativum* sie zu diesen Handlungen verpflichtet und durch all das sie wesenhaft herausgehoben aus den andern und eigens unterschieden von allen andern, auch von den 72 Jüngern, auch von Getauften und Gefirmten durch das *signum distinctivum*. Dadurch hat er seine Apostel innerlich seinsmäßig befähigt, ermächtigt und beauftragt, daß auch sie, wie er, andere nicht bloß zu einfachen Priestern, sondern auch zu Hohenpriestern weihen und dadurch mit den gleichen Seinsqualitäten der inneren Befähigung, Ermächtigung und Beauftragung ausstatten, die sie selber von Christus erhalten hatten (ausgenommen die Wunderkraft und persönliche Unfehlbarkeit, die persönliches Charisma der Apostel und darum nicht übertragbar waren).

Diese „Hohenpriester“ nun wurden schon im biblischen und urkirchlichen Sprachgebrauch *Episcopi-Bischöfe* genannt und heißen jetzt allgemein so. So hat es Christus gewollt und angeordnet. Immer mehr erkennen das auch nichtkatholische Fachgelehrte an. Wie

Gott überall in der Schöpfung durch die *causae secundae* wirkt und so die Geschöpfe zur Ehre seiner *Cooperatores* erhebt, so gibt auch Christus (der ja Gott ist) den priesterlichen und den nicht seinsmäßig, sondern nur gradmäßig davon verschiedenen hohenpriesterlichen Charakter *indebilis* nicht persönlich, sondern durch die *causae secundae*, durch die Apostel, bzw. durch deren Nachfolger im Hohenpriestertum. Die Bischöfe Jesu Christi und seiner Kirche werden weder vom Volk noch vom „Cäsar“ bestellt und beauftragt, sie sind weder Volksbeauftragte noch Regierungsbeauftragte. Sie sind auch nicht geweiht vom Volk oder vom „Cäsar“, denn wie sollen Volk oder Cäsar den Charakter *indebilis*, dieses *signum configurativum cum Christo*, *Magno Sacerdote*, *signum dispositivum*, *obligativum et distinctivum*, verleihen können? Sie können nur geweiht werden von einem anderen Bischof, der selber wieder seine Bischofsweihe in ununterbrochener Reihenfolge bis auf einen Apostel und damit bis auf den gottmenschlichen Hohenpriester selber, den *Magnus Episcopus animarum*, wie ihn Petrus nennt, zurückführen kann. Nur das sind die Bischöfe Jesu Christi, nicht jene, die von der weltlichen Regierung als Bischöfe aufgestellt werden oder den Namen „Bischof“ usurpieren, ohne die gültige Bischofsweihe von einem andern gültig geweihten Bischof empfangen zu haben. In seinem Reich hat der ewige Hohepriester und König Jesus Christus weder der Usurpation, noch dem Demokratismus, noch dem Cäsaro-Papismus Raum und Recht gegeben, sondern nur der von ihm so gewollten und eingesetzten monarchischen Hierarchie. Die *potestas ordinandi episcopos et presbyteros* hat iure divino nur der Bischof, der seine Weihe von einem anderen Bischof erhielt, der selber in nicht unterbrochener Abfolge mit einem Apostel und damit mit Christus selber verbunden ist. Darum sind die anglikanischen und die protestantischen Bischöfe keine Bischöfe im Sinn und in der Sendung Jesu Christi.

Ohne Episkopat darum kein Presbyterat, ohne Bischöfe keine Priester! Und wenn die Priester die Väter und Minister des Übernatürlichen sind, die Gott in der Welt, in der Kirche und in den Menschen mystisch (in Taufe, Buße, Ölung) und persönlich (in der Eucharistie) gegenwärtig setzen, dann sind es die Bischöfe, die durch die Priesterweihe der Welt solche Väter und Minister

des Übernatürlichen schenken. Ohne den Ordo Episcopatus gäbe es keine Priester, keine Transsubstantiation, keine Kommunion und keine persönliche Gegenwart Gottes unter, bzw. in den Menschen, ja, es gäbe — es ist das kein Widerspruch — ohne Episkopat keinen Episkopat! Und der sehnsuchtsvolle Versikel der Menschheit: O Emmanuel, veni et mane nobiscum, wäre wiederum ohne das Responsorium Gottes: Ecce venio et ero vobiscum. Ja, Gottes eigene Sehnsucht nach den Menschen wäre ungestillt und sein Wesen als Summum Bonum summe diffusivum trüge sozusagen (nicht absolut) ein Defizit in sich. Der Episkopat ist ein notwendiger Meilenstein Gottes auf seinem Wege zu den Menschen.

II. Der Heiland ist im *Allerheiligsten Altarssakrament* wahrhaft und wirklich mit seiner Gottheit und Menschheit unter den Menschen gegenwärtig, und zwar überall und allezeit durch die Transsubstantiation, und durch die Kommunion sogar im Menschen. Transsubstantiation und Kommunion aber sind nur möglich und wirklich durch das sakramental im ordo presbyteratus geweihte Priestertum. Dieses Priestertum aber ist nur möglich und wirklich durch den Episkopat.

Ist nun aber diese durch Episkopat und Presbyterat ermöglichte und verwirklichte Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie die vollständig gleiche wie jene in Palästina? Besitzen wir unter dem Schleier der Brotgestalt alles das, was er in jenen 33 Jahren den Menschen war und wessen die Seelen und die Welt so notwendig bedürfen? Offenbar nein! Das erste, was uns am Heiland auf dem Altar und im Tabernakel auffällt, ist sein Schweigen. Er ist hier wirklich zugegen, aber stumm! O Jesus, wo ist Dein redender Mund? Das zweite, was uns auffällt, ist: Jesus regiert hier nicht. Er gibt sich den Menschen zwar als göttliche Speise. So lieb hat er uns, daß er von uns genossen werden will. Ein solches Übermaß von Liebe und Freigebigkeit beglückt und entzückt. Um so peiniger unser Staunen und Bedauern, daß er, der Rex regum et Dominus dominantium, hier in der Eucharistie ein König ist, der nicht regiert. O Jesus, wo ist Dein Königszepter?

Das dritte, was uns in der Eucharistie auffällt: Jesus predigt hier nicht mehr die unfehlbare Wahrheit, verdammt nicht mehr die Irrtümer, entlarvt nicht mehr die Heuchelei, befreit nicht mehr die Seelen von der Unwis-

senheit und warnt sie nicht mehr vor den Fallstricken. Er spricht nicht mehr das tröstliche: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben“, er legt nicht mehr die Hände auf, weiht nicht mehr Menschen zu Priestern und Priester zu Bischöfen und spricht nicht mehr zu ihnen: „Tut dies zu meinem Andenken“ und „Geht hinaus in alle Welt, predigt das Evangelium, taufet sie und lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe und laßt ihnen die Sünden nach“. O Jesus, eine Hälfte von Dir fehlt, sie suche ich im Tabernakel vergebens. Und es ist geradezu die wichtigste Hälfte! Wo muß ich sie suchen? Wo kann ich sie finden? Denn ich will und muß sie finden, denn ich will und muß den ganzen Christus haben!

Wir finden die andere Hälfte des Heilandes im . . . *Papst*. Der Papst ist die zweite geheimnisvolle Weise der Gegenwart Jesu unter den Menschen. Die erste Art ist seine Gegenwart in der Eucharistie. Beide sind geheimnisvoll und beide ergänzen einander. Es lohnt sich, auf diese wenig beachteten und doch höchst wichtigen Gedanken einzugehen.

In der Eucharistie ist der Heiland real gegenwärtig, jedoch nicht sein *Wort*. Durch Kruzifixe und Statuen hat er zuweilen geheimnisvollerweise gesprochen, durch die Hostie nie, obwohl er manchmal in der Hostie unter der Gestalt eines Kindleins oder eines Sterbenden erschien. Warum? Weil Christi Mund anderswo, weil sein Wort im Papste ist. Fühlst du dich durch gewisse Lehren verwirrt, durch gewisse Bücher in Zweifel gesetzt, willst du als Zeitgenosse eines Sartre oder Heidegger oder der Verfechter der Euthanasie usw. wissen, was von diesen zu halten ist, dann gehst du umsonst zum stummen eucharistischen Jesus, da mußt du zum redenden Jesus gehen, zum Papst. Christi Gottheit und Menschheit, Fleisch und Blut sind auf dem Altar. Christi unfehlbare Wahrheit ist im Papst.

Wie seine unfehlbare Wahrheit hat Jesus auch seine göttliche *Gewalt der Sündennachlassung* nicht in der Eucharistie niedergelegt. Du hast schwere Sündenschuld auf dem Gewissen. Klag' es dem Heiland im Tabernakel! Er wird deine Klage anhören, deiner Bitte um Gnade und Verzeihung voll Erbarmen sein Ohr und deinen Reuetränen sein Angesicht zuwenden. Aber sein tröstliches Wort zu den Sündern von Palästina: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben“ wird er vom Tabernakel aus

nicht mehr zu dir sprechen. Da mußt du zu einem gehen, der von einem mit dem Papst in Verbindung stehenden und vom Papst beauftragten Bischof zum Priester geweiht und mit der Cura animarum betraut ist. Das Sündenbekenntnis wird der Heiland im Tabernakel anhören, aber das Sünden nachlassende: Ego te absolvo, spricht nicht er, sondern der Papst durch einen von dem mit ihm in Verbindung stehenden und von ihm beauftragten Bischof geweihten und mit der Cura animarum ausgestatteten Priester.

Wo spricht Jesus heute sein Wort der *Sendung*: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“? Denn er muß es auch heute noch sprechen; wenn er es nicht mehr täte, hätte die Kirche keine Bischöfe und Priester, keine Wandlung und Kommunion mehr, sie ginge zu Grunde, und die Welt ginge unter. Wo ist nun aber Christus, wenn er jenes Machtwort spricht, das dem Morgenland und Abendland, Nord und Süd Bischöfe und Priester gibt? In der Eucharistie? Nein, sondern im Papst. Von Altar und Kommunionbank aus wird der Heiland jene Glut entfachen, die heldenmütigen Opfermut erzeugt; wird er dich zum Opfer der natürlichsten und stärksten Neigung und zur Jungfräulichkeit befähigen; denn er ist der Kelch, aus dem jungfräuliche Seelen sprießen. Willst du aber, nachdem du diese priesterlichen Tugenden der glühenden Heilandsliebe, der heldenmütigen Opferliebe, der absoluten Keuschheitsliebe vom eucharistischen Heiland errungen hast, nun auch noch das priesterliche Sein und Können erhalten, dann wendest du dich umsonst an den eucharistischen Heiland, da ist der Tabernakel machtlos. Da mußt du zum Papst, das heißt zu einem in Verbindung mit dem Papst stehenden und vom Papst beauftragten Bischof. Die Eucharistie kann Helden und Heilige schaffen, Bischöfe und letztlich auch Priester nur der Papst.

Gleichwie Christus die Vollwahrheit und die Vollgewalt ist, ist er auch das *Felsenfundament seiner Kirche*. Aber ist er es in der Eucharistie? Nein, sondern im Papst. Auf den Altar hat er jene geheimnisvolle Kraft gelegt, die uns in Stunden der Schwäche, Traurigkeit und Mutlosigkeit aufrecht hält. Jene Kraft aber, welche die Kirche aufrecht erhält und sie nicht eine Beute der Häresie, des Schismas, des Unglaubens werden läßt, welche

die Bischöfe und die Kirche unüberwindlich macht, ist nicht in der Eucharistie, sondern im Papst. Ein nicht hinwegzudisputierender Beweis hiefür sind die einst glänzenden Kirchen von Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel, deren Trennung von Rom damals den ganzen Orient erschütterte. Desgleichen die Kirche von England und Deutschland im 16. Jahrhundert. Grund ihres Falles war nicht so fast die Trennung vom eucharistischen Heiland als vielmehr die Trennung von jenem Heiland, der im Papste gegenwärtig ist.

Ja, der auf dem Altar gegenwärtige Heiland vermag sozusagen nicht einmal sich selbst zu verteidigen! Oder vermag die Eucharistie etwa Einwürfe gegen sich zu widerlegen, Angriffe auf sich siegreich zu überwinden? Verwegenen und neuerungssüchtigen Geistern Einhalt und Schweigen zu gebieten? Denken wir den Papst weg, dann ist der eucharistische Christus, möchte ich sagen, wehrlos. Liefert nicht das 16. Jahrhundert den deutlichen Beweis dafür? Als Luther von der Kirche abfiel, wollte er sich nicht von Christus trennen. Im Gegenteil, er setzte sich sogar für ihn ein mit einem Mut und einer Glut, die bewundernswert sind. Darum verwarf er auch bei seinem Abfall noch keineswegs das Altarssakrament. Aber den Papst verwarf er. Bald jedoch entzweiten sich die Geister, gingen die Meinungen auseinander, wurden die Zweifel immer zahlreicher, die Behauptungen widersprechender. Keine Einheit mehr im Glauben, keine unzweifelhafte Autorität und Jurisdiktion mehr in Luthers Kirche, keine unbestreitbare göttliche Sendung mehr, kein unfehlbares Wort, das die Gewissen hätte beruhigen können. Überall Ratlosigkeit und noch größere Neuerungsucht. Da versuchte Luther einzugreifen, zu entscheiden und Schweigen zu gebieten. Aber von allen Seiten scholl es ihm entgegen: „In wessen Namen und Autorität redest du? Wer hat dich gesandt?“ Umsonst nennt er sich einen Propheten, unmittelbar von Gott gesandt. Denn man verlangt von ihm den Ausweis dafür. Und da er keinen solchen vorzuweisen vermochte, kein Zeichen vom Himmel, kein Wunder auf Erden, beruft er sich auf Erscheinungen; aber an die glaubt niemand. Die Verwirrung wird immer ärger, eine Wahrheit nach der andern wird verworfen, keine bleibt mehr unbestritten.

Und doch war Christus auf den Altären der protestantischen Kirchen noch zugegen. Luther konsekrierte,

freilich mit sündigen Händen. Die Bischöfe und Priester, die mit ihm abfielen, hatten wie er die Gewalt zu konsekrieren nicht verloren, sie konsekrierten, wenn auch unwürdig. Der eucharistische Jesus war also unter ihnen auf ihren Altären gegenwärtig; aber stumm, wehrlos, hilflos, nicht imstande, sich selbst zu verteidigen, die Einheit und Wahrheit in der protestantischen Kirche aufrechtzuhalten. Und bald verschwand er auch von den Altären der Protestanten, weil die Hände, die ihn darin festhalten wollten, nicht mehr die Gewalt hatten, da es keine geweihten Priesterhände mehr waren, bzw. weil die, die noch gültig hätten konsekrieren können, in ihrem Unglauben die Feier der hl. Messe aufgegeben hatten. Und so verließ der Heiland auch noch ihre Altäre und Kirchen, nach wie vor stumm, ohne je ein Wort zu seiner Verteidigung oder auch nur der Klage zu sprechen. Warum? Weil sie den Schleier, unter dem Jesus spricht, den Papst, verworfen haben, haben sie den anderen Schleier, unter dem er stumm ist, auch noch verloren, sie haben die Gegenwart des ganzen Christus verloren, und nur im Glauben besitzen sie ihn noch und da nicht in allem unbezweifelt.

Was vollends dartut, wie innig *Eucharistie und Papst* trotz ihres wesentlichen Unterschiedes zueinander gehören, ist die Tatsache, daß die Andacht zum Heiland im Sakrament und die Pietät gegen den Papst in den Herzen der Menschen miteinander entstehen, miteinander wachsen, miteinander blühen und miteinander herrliche Früchte bringen; aber auch miteinander abnehmen, miteinander absterben, miteinander verschwinden, um einem infernalischem Haß Platz zu machen. Nehmen wir irgend ein Jahrhundert her und prüfen wir es auf seine Liebe und Pietät gegen den Papst und wir werden sofort auch seine Liebe und Andacht zum eucharistischen Heiland erkennen und umgekehrt. Wie verehrte das Mittelalter innig das hlst. Sakrament, sang ihm seine unsterblichen Hymnen, baute ihm die herrlichen Dome, die wunderbaren Sakramentshäuschen und Monstranzen, war erfüllt von der eucharistischen Idee des Corpus-Christi-mysticum. Aber auch welche Liebe und Pietät zum Papst! Nicht zufrieden damit, ihn über die Seelen herrschen zu sehen, wollte es ihm auch das Imperium über die Welt zugeteilt wissen. Diese Idee des Weltimpe-

riums unter Führung des Papstes aber erwuchs aus der eucharistischen Idee des Corpus-Christi-mysticum.

Nehmen wir die Heiligen, so erleben wir das gleiche Schauspiel. Man lese die alten Lebensbeschreibungen der Heiligen, welchen ein so lieblicher Wohlgeruch eignet, viel mehr als den modernen, wohl sehr psychologisch, aber wenig metapsychologisch geschriebenen Hagiographien; man lese das Leben eines hl. Franz von Assisi, dieses *vir totus eucharisticus*, wie ihn zwei Nichtkatholiken von Rang und Ruf, Sabatier und Böhmer, nennen, dieses *vir totus catholicus et apostolicus*, wie ihn die Kirche nennt, man lese das Kapitel, welches von seiner Liebe und Pietät gegen den Papst handelt und man hat den Gradmesser für seine Liebe und Andacht zum hlst. Sakrament. Es ist bei ihm und bei allen Heiligen die nämliche Begeisterung, das gleiche Liebesfeuer.

Prüfen wir hingegen andere Jahrhunderte und wir finden: Wo die Liebe und Andacht zum Allerheiligsten erlahmt, erschlaft auch die Liebe und Pietät gegen den Papst. Nehmen wir das 17. und 18. Jahrhundert mit seinem kalten Jansenismus. Vom *Rex tremendae Majestatis et Sanctitatis* hatte der Jansenismus eine hohe Vorstellung, die den Menschen erschrecken und zurückbeben ließ vor Gott, leider aber nicht auch eine ebenso hohe Vorstellung vom *Deus caritatis*, der den Menschen hinelockt und hinzieht zu sich, und vom *Summum Bonum*, das sich hinneigt zu den Menschen und sich geradezu verschwenden will an sie. Da er vor lauter Majestät und Unnahbarkeit Gottes kein Verständnis mehr hatte für die unendlich verschwenderische Liebe Gottes, konnte er auch die Eucharistie, dieses Wunderwerk göttlich unendlicher Liebe, nicht mehr verstehen. Darum eiferte er gegen die hl. Kommunion, hielt die Gläubigen von ihr zurück unter dem Vorwand, man sei nicht würdig, den unendlich majestätischen und heiligen Gott zu empfangen, und die Ehrfurcht verlange die seltene Kommunion. Selbst in Frauenklöstern, von jungfräulichen Seelen bewohnt, die Gott zuliebe alles verlassen hatten, die sich geißelten und kasteiten, unterblieb fast die jährliche Kommunion, weil sie ein ganzes Jahr nicht für genügend hielten, um sich auf den Empfang des „furchtbaren“ eucharistischen Gottes würdig vorzubereiten.

Aber auffallend! Sobald man anfing, sich und die Gläubigen vom eucharistischen Heiland fernzuhalten,

entfernte man sich und die Gläubigen auch immer mehr vom Papst. Man hemmte und dämmte den Verkehr der Seelen mit dem eucharistischen Christus ein und hemmte und dämmte dann auch den freien Verkehr der Landeskinder und Landeskirchen mit dem Papst ein. Unter tausend Unwürdigkeits- und Ehrfurchtsbeteuerungen schloß man den eucharistischen Jesus in den Tabernakel ein und unter tausend Ergebenheitsbeteuerungen schloß man den Papst in den Vatikan ein. Unter dem Vorwand der Ehrfurcht und Unwürdigkeit sollte der eucharistische Jesus den Seelen nicht mehr als Speise dienen und nicht mehr in ihnen herrschen. Und unter dem Vorwand einer das Heil der Seelen besser fördernden und darum notwendig größeren Freiheit und Unabhängigkeit vom weit entfernten Rom sollte der Papst nicht mehr über die Landeskirchen unbeschränkt herrschen. Zugleich wurde die alte Liturgie umgemodelt und verwässert. Was dem eucharistischen Kult Glanz und Glut, kindlich unbefangene, frommfrohe Festlichkeit verlieh, wurde weithin beseitigt. In vielen Diözesen wurde das Fronleichnamsfest von einem Feste erster Klasse zu einem Feste zweiter Klasse herabgewürdigt, die Feier seiner Oktav gestrichen, die herrlichen Schriftstellen und Väterlesungen, die das eucharistische Wunder preisen, wurden aus dem Brevier beseitigt, beinahe sogar auch noch die herrliche Sequenz des hl. Thomas v. Aquin, weil sie mit zu großer Begeisterung vom heiligsten Sakramente singt.

Aber wiederum auffallend! Gleichzeitig wurde auch alles geschwächt oder beseitigt, was die Liebe und Pietät zum Papste zu nähren geeignet gewesen wäre. Das Fest Peter und Paul wurde um einen Grad herabgesetzt, seine Oktav aufgehoben, das Fest Petri Stuhlfeier abgeschafft. All die herrlichen Väterlesungen, in denen ein hl. Irenäus, Hieronymus, Chrysostomus, Leo der Große die Würde und Höhe des Papsttums in heiligem Wetteifer priesen, wurden vielfach aus dem Brevier gestrichen, in zahlreichen Kirchen das Gebet für den Papst abgeschafft, durch ein Gebet für den Bischof und dann für den Landesfürsten ersetzt, der Papst behandelt, als existiere er gar nicht. Ist das nicht auffallend? Dieses gleichzeitige und schrittweise Absterben der Liebe und Andacht zum Allerheiligsten und der Liebe und Pietät gegen den Papst? Hier steht zu Recht: *Post hoc, ergo propter hoc*.

Und nun erst die andere sonderbare Tatsache in der

Kirchengeschichte: beide, Liebe und Andacht zum Allerheiligsten und Liebe und Pietät gegen den Papst, verschwinden miteinander, um einem grimmigen Haß Platz zu machen. Zwei berühmte Beispiele dafür haben wir an der sogenannten Reformation des 16. Jahrhunderts und an der Revolution des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Die sogenannte Reformation! Vom Papst verurteilt, leugnet Luther den Papst, lästert ihn, verwünscht und verflucht ihn, sinkt immer tiefer auf der abschüssigen Bahn und verliert schließlich auch selbst noch die Achtung vor dem Allerheiligsten. Von einer geheimnisvollen Macht getrieben, verkleinert er das eucharistische Geheimnis, verspottet es, lästert es. Luther, der den Papst ein Scheusal nannte, nennt nun die hl. Messe einen Hokusfokus, eine Verballhornung der Konsekrationsworte: Hoc est corpus meum. Er verwirft die Transsubstantiation, lehrt eine nur flüchtige Gegenwart Jesu, nämlich nur im Moment des Genusses des Brotes. Er erkennt, wie unzerreißbar Eucharistie und Papst zusammenhängen, und schreibt darum an die Anhänger der neuen Lehre in Straßburg, daß er vor fünf Jahren schon bereit gewesen wäre, die Gegenwart Christi im hl. Abendmahl zu leugnen, weil er wohl sah, daß er damit dem Papsttum hätte den größten Puff geben können. Und da man auf der schiefen Bahn nicht stehenbleiben kann, geht es immer weiter, immer tiefer. Die nämlichen Leute, die den Papst verfluchen, stürmen die Kirchen, sprengen die Tabernakel, werfen die Hostien auf den Boden oder in das Feuer und tanzen, unschöne Lieder singend, herum, wobei schwer zu sagen ist, wer grimmiger gehaßt wird: die Eucharistie oder der Papst.

Und dann kam 200 Jahre später die Revolution, diese entartete Tochter der Reformation. Und die Tochter übertraf noch die Mutter. Die Reformation hat die Altäre zertrümmert, die Tabernakel zerbrochen und den eucharistischen Heiland in den konsekrierten Hostien entfernt. Die Revolution geht noch weiter: Sie entweiht die Kirchen, besudelt die Altäre und stellt schamlose Straßendirnen als Göttinnen darauf, um dem Brot der Engel, dem Kelch, aus dem die Jungfrauen wachsen, die ärgste Schmach anzutun. Aber auch hier wieder die unerbittliche Logik der Tatsachen! Kaum hat man die Altäre entweiht, geschändet, besudelt und Dirnen darauf erhoben, kommt auch sofort der Papst an die Reihe. Seine

Wohnung wird zur Nachtzeit erstürmt, die Tore werden erbrochen, der Papst gefangen und in niederträchtigster Weise mißhandelt. Und dieselben Republikaner, welche die Schändung und Besudelung des Allerheiligsten und die Altarerhebung der Dirnen mitansahen, jubelten beim Anblick des „ehemaligen Papstes“, wie sie triumphierend sagten, schleppten ihn nach Frankreich, wo er durch Krankheit, Alter und gemeine Behandlung starb. Genug davon. Die angeführten Tatsachen beweisen unsere Behauptung.

Wer die Anwendung auf die jüngste Zeit in Ost und West und in der Mitte machen und dadurch neue Tatsachenbeweise für unsere Behauptung gewinnen will, dem sei davon nicht abgeraten. Stets wird er finden, daß Liebe und Andacht zum heiligsten Altarssakrament Liebe und Pietät gegen den Papst wecken und umgekehrt. Und stets wird die wachsende Liebe und Andacht zum heiligsten Altarssakrament auch die Liebe und Pietät gegen den Papst wachsen lassen und umgekehrt. Stets wird aber auch die Lauheit, die Kälte, die Verachtung, der Haß gegen den Papst die Lauheit, Kälte, Verachtung, Haß gegenüber dem heiligsten Altarssakrament zur Folge haben. Eucharistie und Papst sind miteinander auf Ge-
deih und Verderb verbunden. Das ist nicht verwunderlich. Denn die eucharistische Brotgestalt ist der eine Schleier, unter dem der menschgewordene Gottessohn seine Gegenwart unter, ja in den Menschen verbirgt und verbürgt, der Papst aber der andere Schleier. Jeder dieser beiden Schleier verhüllt, so grundverschieden auch die Art und Weise des Verhüllens und des Verhüllten jeweils ist, den Gegenstand unseres Glaubens und unserer Liebe: nämlich die anbetungswürdige Person unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus.

Welch unerhörte, einzigartige Einheit! Das ist die Größe des Papsttums, seine Strahlenkrone. Als Mensch ist der Papst vielleicht klein, ärmlich und manchmal erbärmlich, wenn auch kein Papst, auch ein Alexander VI. nicht, so erbärmlich war, wie es literarische Schmutzfinken darzustellen belieben. Ich sage, als Mensch mag der Papst klein, ärmlich und erbärmlich sein, aber als Papst ist er groß und erhaben, nicht wegen seines Glanzes, nicht wegen seiner Gelehrsamkeit, nicht wegen seines Wissens, nicht wegen seiner politischen und diplomatischen Fähigkeit, nicht wegen seiner persönlichen

Tugend und Heiligkeit, ja nicht einmal wegen der hohen Dienste, die er den einzelnen sowohl wie den Völkern und der ganzen Gesellschaft leistet. Seine alles Irdische überragende Größe liegt darin, daß er der Stellvertreter Christi ist, daß er der andere Schleier ist, hinter dem sich der Gottmensch verbirgt, die zweite Art und Weise der Gegenwart des Gottmenschen unter den Menschen, wodurch er Episkopat und Presbyterat ermöglicht, verwirklicht und verewigt bis zur Endzeit der Erdenzeit, und damit seine Gegenwart in den Menschen durch die Predigt des Wortes Gottes, seine noch höhere, weil mystisch-reale Gegenwart in den Menschen durch die Mitteilung des *consortium divinae naturae* in Taufe und Buße (und Ölung), bzw. Steigerung desselben durch die Sakramente der Lebendigen, seine noch höhere, weil persönliche Gegenwart unter den Menschen durch die Transsubstantiation und die höchste und intimste: seine persönliche Gegenwart in den Menschen durch die hl. Kommunion. Wahrhaftig! Der Summepiskopat des Papstes, der Primat, der letzte und notwendige Meilenstein auf dem Wege Gottes zu den Menschen!

Zum neuen Psalterium

Von P. Dr. Adalbert Tylka S. J. (†), Innsbruck

I. Es sind nun mehr als vier Jahre verflossen, seit unser Heiliger Vater Pius XII. durch das *Motuproprio* „*In cotidianis precibus*“, also aus eigener Initiative, der lateinischen Kirche eine *neue Psalmenübersetzung* schenkte. Dieses *Motuproprio* erschien am Samstag vor Palmsonntag, dem 24. März 1945, noch mitten im Kriegslärm und kaum beachtet von der großen Welt, doch um so bedeutender für das stille innere Leben der Kirche. Der Papst gibt damit den Priestern und allen zum *Officium divinum* Verpflichteten die Freiheit, an Stelle des bisherigen Vulgatatextes die neue lateinische Übersetzung zu benutzen, die von einer besonderen Kommission von Professoren des päpstlichen Bibelinstitutes „*e textibus primigeniis*“ hergestellt worden war¹⁾. Dieser Schritt des Papstes, der von Tausenden von Priestern und Laien heiß-ersehnt war, ist von außerordentlicher Bedeutung sowohl

¹⁾ Liber Psalmorum cum Canticis Breviarii Romani. Romae, E Pontificio Instituto Biblico, 1945; bald folgte auch eine Ausgabe für den liturgischen Gebrauch.

für die Geschichte des heiligen Textes als auch für das liturgische Leben der Kirche. Es ist das erste Mal seit den Zeiten des Papstes Damasus (366—384), also seit mehr als eineinhalb Jahrtausenden, daß die Kirche offiziell an das schwierige und verwickelte Problem der lateinischen Übersetzung der Psalmen heranging. Schwierig ist diese Aufgabe vor allem, weil die in der Vulgata enthaltene Übersetzung durch Jahrhunderte die Liturgie der Kirche, die patristische und theologische Literatur, ja auch das profane Schrifttum und die Geisteskultur verschiedener Völker stark beeinflußt hat.

Am 19. Jänner 1941 beauftragte Pius XII. das Bibelinstitut, eine neue Psalmenübersetzung herzustellen. Dieser Auftrag wurde im Geiste kindlichen Gehorsams gegen den Stellvertreter Christi aufgenommen, und man machte sich dort sofort an die Arbeit. Es wurde eine Kommission von sechs Professoren gebildet, die in den wichtigsten biblischen Fachgebieten zuständig waren. Man arbeitete für jeden Psalm ein Übersetzungsschema aus, besprach diese Schemen in den wöchentlichen Vollsitzungen drei-, vier-, ja fünfmal, bis sie geeignet schienen. In vier Jahren, also in verhältnismäßig kurzer Zeit, war die Arbeit vollendet. Was die Aufgabe betrifft, vor die sich die Übersetzungskommission gestellt sah, so sei nur kurz folgendes bemerkt. Es genügte beispielsweise nicht, etwa eine gute lateinische Übersetzung der Psalmen aus dem hebräischen Texte — etwa die von Zorell — einfach zu autorisieren, sondern es galt, im Auftrage des Heiligen Vaters auch gebührend Rücksicht zu nehmen auf die ehrwürdige Vulgata und die anderen alten Übersetzungen (vergleiche dazu auch *Pfarrer Ignaz Hofinger*, „Die neue Psalmenübersetzung“ im [Salzburger] „Klerusblatt“, Jg. 81, Nr. 13, 26. Juni 1948). Als Grundlage für die Übersetzung konnte mit Hilfe der Textkritik ein Text rekonstruiert werden, der jedenfalls älter ist als der heutige masoretische Text. Er stellt im wesentlichen den hebräischen Text des zweiten oder dritten vorchristlichen Jahrhunderts dar. Was das Latein der neuen Übersetzung angeht, so wäre das Gegenstand eines eigenen Artikels. Hier kann nur kurz im allgemeinen gesagt werden: es entfernt sich von dem dekadenten Vulgärlatein der Vulgata (in den Psalmen) und nähert sich dem Latein der klassischen Periode, das unseren Priesterkandidaten von den Gymnasialstudien her bekannt ist. Im Wort-

schatz wurde das neue Psalterium angeglichen an den der übrigen Bücher des Alten und Neuen Testaments sowie an die Liturgie. Es ist also modernes Kirchenlatein zu nennen (vgl. den Artikel „Drei Jahre neue Psalmenübersetzung“ in Nr. 14 des „Klerusblattes“ vom 10. Juli 1948, S. 105 f.).

Das erste *Echo* auf das neue Psalterium war flammende Begeisterung; bald meldeten sich jedoch auch Kritiken, ja direkt ablehnende Stimmen. Insbesondere war es das Pariser „Centre de Pastorale liturgique“, das durch seine Vertreter, Gelehrte aus dem Benediktiner- und Dominikanerorden, in einer Reihe von Aufsätzen der Schriftenreihe „La Maison-Dieu“ (Cahier 5, 1946) dem neuen Psalter weithin offen den Kampf ansagte. Die Grundthese dieser Gelehrten lautet: Nur keine Übersetzung aus dem Urtext, sondern eine Verbesserung des Psalterium Gallicanum, das durch einen 16 Jahrhunderte alten Gebrauch geheiligt ist! Ist es doch die Form, in der ein hl. Augustinus, Gregor der Gr., Bernhard, Bonaventura, Thomas von Aquin und Bossuet die Psalmen beteten. Ja, diese Gelehrten sprechen von „rationalistischen“ Strömungen, die „jede Poesie und jedes Mysterium“ aushöhlen. Es setzte eine Art Flüsterpropaganda ein: die neue Übertragung sei nicht gelungen, sie bliebe nicht, es fehle unter anderen der Rhythmus, davon hätten die guten Jesuiten am Bibelinstitut nichts verstanden, zum Singen sei der neue Psalter schon gar nicht und dergleichen mehr. Auch die Werkblätter „Heiliger Dienst“ (1947, Folge 5/6, S. 24) haben „einstweilen den Eindruck“: frömmere wirkt für's erste der alte Text, verstehen tun wir aber den neuen besser²⁾.

P. Augustin Bea S. J., Rektor des Bibelinstitutes und Leiter der Übersetzungskommission, hat in einer eigenen Schrift auf diese Angriffe geantwortet: „Il nuovo Salterio Latino“, Chiaramenti sull'origine e lo spirito della traduzione (2. Aufl., Roma 1946). Im folgenden Jahre (1947) erschien vom selben Verfasser eine französische Bearbeitung seiner Schrift: „Le nouveau Psautier latin“ (Paris, Desclée), die auch die inzwischen erschienene Literatur berücksichtigt. Beide sind eher eine sachliche Darlegung des Standpunktes als eine Widerlegung gegnerischer Mei-

²⁾ Vgl. „Lebe mit der Kirche“, Blätter für volksliturgisches Apostolat, 14. Jg., Nr. 4/5, Jänner/Februar 1948, S. 123—125.

nungen. (Wir folgen hier der französischen Ausgabe, manchmal mit wörtlicher Übersetzung.)

P. Bea gibt zunächst eine Übersicht über die Vorläufer der neuen Psalmenübersetzung, spricht sodann von den Wegen oder Möglichkeiten, vor die sich die Kommission gestellt sah, und endlich über den Geist und Charakter der neuen Übertragung. Die ersten Anfänge der lateinischen Psalmenübersetzung sind trotz aller Forschungen noch in Dunkel gehüllt. Eines jedoch ist sicher: Die ersten lateinischen Übertragungen sind nicht aus dem hebräischen Urtext geflossen, sondern aus der alten griechischen Übersetzung, der sogenannten Septuaginta; sie sind also die Übersetzung einer Übersetzung oder eine Übersetzung aus zweiter Hand und weisen daher alle Mängel eines solchen abgeleiteten Rinnsals auf. Ähnliches gilt nun auch von unserem bisherigen Psalterium der Vulgata.

Der *hl. Hieronymus* hat sich bekanntlich dreimal an die Psalmenübersetzung gemacht. In den liturgischen Gebrauch der Kirche fand jedoch nur die zweite Übersetzung Eingang, das sogenannte „Psalterium Gallicanum“. Es wurde in den Jahren 386—387 nach dem sogenannten hexaplarischen Texte, d. h. nach der 5. Spalte der Hexapla des Origenes, hergestellt und war ursprünglich mehr für Gelehrte bestimmt. Dennoch fand es zuerst in Frankreich (daher der Name „Gallicanum“) und dann in anderen Gebieten der Westkirche Aufnahme, bis es — über ein Jahrtausend nach seinem Entstehen — durch Pius V. (1566—1572) offiziell in das römische Brevier eingeführt wurde. Es war weder in exegetischer noch in sprachlicher Hinsicht vollkommen. Die Übersetzer der Septuaginta (= LXX) hatten ja das Hebräische selbst schon schlecht verstanden und daher zahlreiche Stellen sklavisch übersetzt. So trug und trägt das Psalterium Gallicanum mehr als andere Bücher der Heiligen Schrift, die Hieronymus übersetzte, das Gepräge des alten vorhieronymianischen Psalteriums. Überdies ist das Latein des Psalterium Gallicanum wie überhaupt das der Vulgata nicht das klassische Latein eines Cicero, sondern ein spätes Vulgärlatein, das vielfach noch mit Provinzialismen durchsetzt und daher für Priesterkandidaten, die sich am Gymnasium an klassischen Autoren gebildet haben, schwer verständlich ist. Der gelehrte Benediktiner Donatien de Bruyne z. B. bezeichnete es ge-

radezu als einen Fehlgriff („une faute“), daß man die zweite Psalmenübersetzung des hl. Hieronymus und nicht seine bessere dritte, nämlich das „Psalterium iuxta Hebraeos“, die er direkt aus dem Hebräischen herstellte, in den liturgischen Gebrauch der Kirche einführte³⁾.

Nach dem Dekrete des Konzils von Trient über die Verwendung der Vulgata dachte man lange Zeit — bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts (Oratorianer Hubigant) — nicht an eine neue Übertragung aus dem Urtexte. Die Brevierreform Pius' X. durch die Bulle „Divino afflatu“ (vom 1. November 1911) brachte den Priester in unmittelbaren Kontakt mit allen Psalmen, und so entstand gerade in Priesterkreisen das Bedürfnis nach besserem Verständnis dessen, was sie jede Woche beten mußten. Auch die wissenschaftliche Forschung der neueren Zeit trug dazu bei, die Dunkelheiten und Ungenauigkeiten des Psalterium Gallicanum immer deutlicher zu erfassen, wie das Motuproprio bemerkt. Im besonderen waren es die Fortschritte in der semitischen Philologie, vor allem in der Kenntnis des Hebräischen, ferner in der Übersetzungskunst, in der Kenntnis der orientalischen Metrik und Rhythmik und in der Textkritik, die heutzutage eine derartige Präzision erreicht hat, daß sie ein wichtiges Hilfsmittel zur Wiederherstellung des Urtextes geworden ist⁴⁾.

³⁾ La reconstitution du psautier hexaplaire latin in „Revue Benedictine“, 41 (1929), 324.

⁴⁾ Der hl. Hieronymus war sicher ein guter Kenner des Hebräischen und er wurde in seiner Arbeit von jüdischen Rabbinern unterstützt. Aber zur Zeit dieses Kirchenlehrers gab es noch keine semitische Philologie. Das Arabische war kaum bekannt, und für das Hebräische selbst gab es damals weder ein Wörterbuch, noch Grammatiken, noch Konkordanzen. Gewiß hat Hieronymus als Bibelübersetzer Großartiges und Bahnbrechendes geleistet, und mit Recht nennt ihn das Motuproprio den „Doctor Maximus in Sacris exponendis Litteris“; doch sein Werk war Pionierarbeit, und die moderne Forschung besonders der letzten Jahrzehnte ist über ihn hinausgegangen. So kennt man heute beispielsweise genauer als damals die Syntax der Zeiten im hebräischen Verbum. Gerade einer der häufigsten und bedeutendsten Mängel der Vulgata liegt darin, daß der Gebrauch der Zeiten im Hebräischen, der ja von dem im Lateinischen und Griechischen völlig verschieden ist, in der Vulgata nicht erfaßt ist. An Stelle der großen Mannigfaltigkeit der griechisch-lateinischen Zeiten (Praesens, Imperfektum, Futurum, Perfektum, Aorist usw.) kennt das Hebräische nur zwei Verbalformen, um eine bestimmte Art der Zeit auszudrücken, nämlich das Perfektum (qatal) und das Imperfektum (yiqtol). Es wäre mithin ein großer Irrtum, jedes hebräische Perfektum sklavisch durch ein Perfektum im Lateini-

II. Der Vorzug des neuen Psalteriums soll nun an Hand eines Beispiels gezeigt werden, am *Vergleich des Psalmes 67 (Vg) nach alter und neuer Fassung*⁵).

Der lange, 36 Verse zählende Psalm gilt als einer der schwierigsten, wir beten ihn am Donnerstag im II. Nokturn. Wegen der vielen Textverderbnisse hat man fast verzweifelt, den Gedankengang des Psalmisten überhaupt noch zu finden — also ein Schulbeispiel für die „Pas-

schen oder Griechischen wiederzugeben und jedes Futurum durch ein Futurum oder Imperfektum, wie es in der LXX und nach ihr in der Vulgata tatsächlich geschah. Auf diese Weise kämen wir nie zu einem Praesens (oder Imperfektum). Für diese Zeiten hat das Hebräische andere Ausdrucksmittel. Mit Recht nennt *P. Joüon* in seiner „Grammaire de l'Hebreu biblique“ diese Frage der Zeiten und modi „die zugleich wichtigste und heikelste Frage der hebräischen Satzlehre, die von den alten Grammatikern vernachlässigt wurde“ (1923, § 111, p. 289). Es war mithin Aufgabe der Übersetzer, vor allem den Sinn der Zeiten festzustellen und ihn dann nach den Regeln der lateinischen Grammatik auszudrücken. Als Beispiel möge Ps 64 (Vg) dienen. Die Vulgata beginnt mit Recht mit Perfekten: „Visitasti terram et inebriasti eam.“ Auf einmal kommen dann durch eine falsche Übersetzung des Infinitivus absolutus zwei Imperative: „Rivos eius inebria“, „multiplica genimina eius“; dann folgt wieder das Futurum in den Versen 12 und 13. Man sieht nicht recht: handelt es sich hier um eine Prophetie, ein Gebet oder eine Danksagung. Das neue Psalterium übersetzt gemäß der Syntax der Verbalformen richtig: „Rivus Dei repletus est aquis, parasti frumentum eorum.“ Die Perfekta drücken eine Reihe von Handlungen der göttlichen Freigebigkeit aus, die Praesentia (stillant, acclamant) hingegen die noch fortdauernden Wirkungen dieser Tätigkeiten Gottes. Es ist also ein herrliches Danklied, nicht eine Bitte, noch weniger eine Zukunftsweissagung. (Diese Anmerkung 4 ist fast wörtlich übersetzt aus „Le nouveau Psautier latin“, p. 104—108.)

⁵) Dieser Teil des Artikels setzt natürlich voraus, daß die Leser den Text des Psalmes in alter und neuer Form zur Hand haben. Der Text des Psalmes in der neuen Fassung wurde nach der Ausgabe des Bibelinstitutes „Liber Psalmorum“ (s. oben) oder nach der Ausgabe von Felizian Rauch „Psalterium Breviarii Romani cum excerptis e communi Sanctorum“, Oeniponte 1946, die hebräischen Schriftzitate in lateinischer Transskription nach Rudolph Kittel, Biblia Hebraica, Liber Psalmorum (praep. F. Buhl), Stuttgart, Priv. Württ. Bibelanstalt 1930, die griechischen endlich nach Alfred Rahlfs „Septuaginta“, Vol. II, Stuttgart, Priv. Württ. Bibelanstalt 1935, gegeben.

Abkürzungen: TM bedeutet „Textus Masoreticus“, den masoretischen Text; es ist der hebräische Text in der Gestalt, wie er uns heute vorliegt, so genannt, weil er eben in dieser Form, besonders mit Rücksicht auf die einheitliche Vokalbezeichnung, aus der Zeit der Masoreten, jüdischer Gelehrter aus dem 6. bis 9. nachchristlichen Jahrhundert, stammt. — LXX = Septuaginta = G = Versio Graeca Alexandrina.

sionsgeschichte“ des heiligen Textes. Nach der wahrscheinlichsten Erklärung stellt der Psalm ein hochpoetisches Siegeslied dar, das den Zug Jahwes von Ägypten bis zum Berge Sion preist. Dieser zieht als Schutzherr seines Volkes in der Bundeslade einher. Rein äußerlich erleichtert die strophische Gliederung — wie bei jedem Psalm die Erfassung des Inhaltes. (Diese Gliederung ist freilich in den liturgischen Ausgaben nur durch einen Gedankenstrich ersichtlich, stärker tritt sie im „Liber Psalmorum“ durch fett gedruckte römische Ziffern zu Beginn der Strophen sowie durch einen größeren Zeilenabstand zwischen den Strophen hervor.) Der Inhalt wikkelt sich nicht in einer logischen Gedankenfolge ab, die Strophen enthalten vielmehr eine Reihe von lebenden Bildern, die die einzelnen Phasen des Triumphzuges schildern. Freilich werden hier auch gewisse geschichtliche Tatsachen berührt, die uns wenig bekannt sind. Der Kürze halber sollen im folgenden meist nur die Stellen mit größerer Textverderbnis angeführt werden.

Zu *Strophe I* (Vers 1—4): „Exsurgat Deus, et dissipentur inimici eius . . .“ Mit diesen Worten gab Moses das Zeichen zum Aufbruch, so oft die Bundeslade auf dem Wüstenzuge sich in Bewegung setzte (vgl. Num 10, 35: „Cumque elevaretur arca, dicebat Moyses: Surge, Domine, et dissipentur inimici tui, et fugiant, qui oderunt te, a facie tua . . .“). Dieser Einleitungsvers stammt mithin im wesentlichen bereits aus mosaischer Zeit. — Die Feinde fliehen, die Gerechten aber ziehen frohlockend im Schutze Jahwes einher.

Sprachlich fällt auf, daß in der neuen Fassung das Zeitwort im Hauptsatz durchwegs im Indikativ steht an Stelle des bisherigen Konjunktivs: „*Exsurgit* Deus, *dissipantur* inimici eius“, statt „*Exsurgat* . . . *dissipentur*“; ebenso „*fugiant* . . . *dispergantur* . . . *pereunt* peccatores . . .“ Diese Fassung entspricht dem masoretischen Texte: „Yaqu^m . . .“ usw. und drückt so den Tatbestand kategorischer und apodiktischer aus als die Wunschform der LXX-Vulgata-Fassung: „*Exsurgat* Deus et *dissipentur* inimici eius . . .“ (nach LXX: ἀναστήτω . . . φυγέτωσαν . . . ἐκλιπέτωσαν . . . ἡὺτος ἀπόλιντο . . .). Statt „*deficiant*“ steht — nach dem Targum und vrss. (= Übersetzungen) — (mit einer kleinen Korrektur des TM: „yinnādēphū“) „*dispergantur*“.

Strophe II (V. 5—7) bringt mehrere Verbesserungen

nach dem TM, so in V. 5b: statt „iter facite ei, qui ascendit super occasum“ (G: „èpì dysmōn“) „sternite viam ei, qui vehitur per desertum“ („lārōkēb bāārābōt“).

Der stark verderbte V. 7: „Deus, qui inhabitare facit unius moris in domo“ — letzteres wohl durch eine Falschlesung des „monotrōpūs“ in G. Statt des zusammengesetzten Wortes „monotrōpūs“ sind offenbar zwei gelesen worden, etwa „mónū trōpū“. Der LXX-Text ist also hier richtig. Jetzt heißt es klar: „Deus domum parat derelictis“ (nach TM: yechidim“). — V. 7b: „qui educit vinctos in fortitudine“ (nach LXX: „èn àndreia“). Jetzt lesen wir dafür: „educit captivos ad prosperitatem“ (TM „bakōšarōt“). — V. 7c gibt in der Vulgata sklavisch die verderbte LXX wieder: similiter eos, qui exasperant, qui habitant in sepulcris (LXX: „tūs katoikūntas 'èn táphois“). Jetzt steht dafür nach TM: „rebelles“ (= die Israeliten, die auf dem Wüstenzuge gegen Gott widerspenstig waren, ihm den Gehorsam verweigerten, nämlich die Rotte Korres, Dathans und Abirons; vgl. Num 16) tantum degunt in torrida terra.“ [TM: „āk sōrārīm šakenū sehîdâ (h)“]; sie fuhren lebendig hinab in das Totenreich.

In *Strophe III* (V. 8—11) fällt hauptsächlich die wohlthuende Änderung von „Pluviam voluntariam“ (= servile Wiedergabe von LXX: „brochèn hekùsion“) in „Pluviam copiosam“ (=reichlichen Regen) demisisti“ auf. (V. 10.) Im vorhergehenden V. 9 statt des Hebraismus „a facie Dei“ (= das hebräische „mipenê (y) èlōhîm“) zweimal das dem Lateinischen entsprechende „ante Deum“. „Sinai“ hat ein „tremuit“ bekommen — nach einer Textverbesserung (sinngemäßer „zā“ statt „zeh“).

Strophe IV spielt auf die Eroberungskämpfe in Kanaan an (V. 12—15). In V. 12 schließt die neue Fassung den ersten Halbvers früher ab: „Dominus profert verbum“ und zieht das verderbte „evangelizantibus“ zum zweiten Stichus oder Halbvers, und zwar abhängig von „multitudo“. Statt „virtute multa“ (G: „dynamēi polle“) heißt es: „laeta nuntiantium multitudo est magna“ (nach TM: „hamebaserōt sâbâ' rāb“). — V. 13 a ist gleichfalls arg verderbt durch das „dilecti, dilecti“ (wörtliche Wiedergabe des griechischen: „tū agpetū“). Nach TM heißt es jetzt verständlicher: „Reges exercituum fugiunt, fugiunt“ („malkê(y) sebaōt yiddodûn yiddodûn“. — V. 13 b: „et incolae domus dividunt praedam“. Die Übersetzung von Athanas Miller O. S. B.: „des Hauses schöne Herrin teilt

die Beute aus“ trägt hier wohl zu hohe Poesie in die Volkssprache der Psalmen hinein⁶⁾. — Der sehr dunkle Vers 14 findet verschiedene Erklärungen. Es scheint sich zu handeln um jene Stämme Israels; die sich bei der Landnahme in Kanaan auf das Weiden ihres Viehes verlegten, statt gegen die Feinde zu kämpfen. Jetzt sagt der Vers: „Dum quiescebatis inter caulas gregum (Vg: „inter medios cleros“ nach G „àna méson tōn klerōn“), alae columbae (wohl = Israel; vgl. Ps 73, 19) nitebant argento (von den silberglänzenden Beutestücken zu verstehen) et pennae eius flavore auri“ . . . — V. 15 b: „nives ceciderunt in Salmon“ — die Feinde fielen zahlreich wie die Schneeflocken im Haurangebirge.

Strophe V. Gott erwählt zu seinem Wohnsitz nicht die stattlichen, vielgiebeligen Berge des Hauran mit ihren zugespitzten Kraterwänden, sondern den Berg Sion. Erstere schauen darum gleichsam mit Neid — eine wunderhübsche dichterische Verpersönlichung — auf diesen Gottesberg. — V. 16: Die neue Übersetzung bringt uns hier den Plural und den bestimmten, für den gebildeten Priester berechneten Eigennamen „Basan“ statt des allgemein gehaltenen, wohl dem ungebildeten Volke angepaßten „mons pinguis“: „Montes excelsi sunt montes Basan, clivosi montes sunt montes Basan.“ — V. 17 stellt in der neuen Fassung erst das Subjekt des Satzes richtig heraus: „Cur invidiosi aspicitis, *montes clivosi, montem*, in quo habitare placuit Deo“ (statt des bisherigen unverständlichen: „ut quid suspicamini, montes coagulatos, mons, in quo . . .“). V. 18. 19: Nach dem errungenen Sieg wird die Bundeslade, die die Krieger bisher begleitete, auf den Sionsberg gebracht, zugleich mit den Gefangenen.

In *Strophe VI* (V. 20–24), die den Schutz Gottes in anderen Kriegen erwähnt, fällt besonders der verbesserte Vers 23 b auf: „reducam e profundo maris“ statt des „convertam in profundum maris“ der Vulg. — LXX.

Zu *Strophe VII* (V. 25–28). Wir schauen den Aufmarsch der Prozession: Die Stämme Israels, allen voran Benjamin, der jüngste, geleiten die Bundeslade auf den Berg Sion. — In V. 27 heißt es jetzt statt „in ecclesiis“ — „in coetibus festivis“. Der Ausdruck „ecclesia“ soll im Sinne des modernen Kirchenlateins der „Ecclesia una

⁶⁾ Er folgt hier der Ansicht jener, die „newat“ von „nawe(h)“ (amoenus, pulcher; pulchra domus = mulier) ableiten.

sancta catholica et apostolica“ reserviert bleiben. — V. 28: Die Vulgata läßt Benjamin in Ekstase, in Ver-zückung geraten: „Ibi Benjamin . . . in mentis excessu.“ Der „Liber Psalmorum“ korrigiert (mit Rud. Kittel, Biblia Hebr., Apparat zur Stelle): „qidde“ (d. h. er geht ihnen voran, zieht an der Spitze der Stämme einher) und über-setzt: „praecedens eos“ — außerdem „principes Juda cum turmis suis“ entsprechend TM, statt des bisherigen „duces eorum“.

Strophe VIII (V. 29—32). Diese Strophe bietet uns ein Gebet zu dem bereits in seinem Heiligtum auf Sion thronenden Gott, er möge, nachdem er seine schützende Hand über sein Volk gehalten, die gottfeindlichen Mächte völlig niederwerfen. Diese — im Bilde von Krokodil, Stieren und Kälbern — mögen vor ihm sich neigen und ihm ihren Tribut leisten. In V. 29 bezieht der „Liber Psalmorum“ mit Wilhelm Gesenius die Relativpartikel „zû“ sinngemäßer auf „ëlohîm“: „Deus, qui operaris pro nobis“ (TM: „lānû, G: „hēmîn“) statt mit Vulg., G (Ver-sio Syriaca, Hieronymus, Symmachus) auf ein von „uzzâ(h)“ = (als Imperativ) „confirma“ abhängiges Demonstrativpronomen: „tûto hō“ — „confirma hoc, Deus, quod operatus es in nobis“ und hebt so allerdings einen uns in der Liturgie wohlbekannten Klang auf. — In V. 30 faßt „Liber Psalmorum“ das hebräische „min“ in „mēhē(y)kālēhā“ in übertragener Bedeutung und über-setzt daher eindeutiger: „Propter templum tuum, quod est in Jerusalem, tibi offerant reges munera!“ statt des in Vg.-G unbestimmteren, allerdings auch in kausalem Sinne faßbaren „A templo tuo“ (G: „Apò tū nau sū“). — In V. 31 a stellt die neue Übersetzung das in der Vulgata im Nominativ isoliert stehende „congregatio taurorum“ (nach G: „he synagogē tōn taurōn“) erst in den richtigen Kasus, nämlich den Akkusativ, macht es also sinngemäß von „Increpa“ abhängig: „Increpa feram arundinis“ — das Tier des Schilfes, das Krokodil, als Sinnbild Ägyptens. — Weiter heißt es besser: „cum“ (das „be, èn“ der Be-gleitung) „vitulis“ (wieder besser nach TM: èglē(y) „populorum“) „die Kälber“ — Bilder der Kleinkönige im Gegensatz zu den Stieren, d. h. den Großkönigen Assy-riens und Babyloniens. — Der stark verderbte, nach G sklavisch übersetzte Vers 31c: „ut excludant eos, qui probati sunt argento“ (G: tū mē àpokleisthēnai tūs dedoki-masménūs tō argyrlō) wird mit einer kleinen Korrektur

(statt „mitrappes“ „yitrappesû“ — „mem“ wohl aus einer Dittographie entstanden) sinnvoll in den Zusammenhang gestellt und heißt nun: „Prosternant se cum laminis argenti“ [„berasë(y)“ ist wohl status constructus des part. plur. von „rûs“ = laufen, also mit den Läufern oder Blechplatten aus Silber.]

V. 32 a bringt uns statt des bestimmteren „venient..“ die bescheidenere Wunschform „veniant magnates ex Aegypto“, und statt des holprigen „Aethiopia praeveniet manus eius Deo“ (nach G: „prophthásei“) heißt es jetzt: „Aethiopia extendat manus suas ad Deum“. (Lib. Psalm. korrigiert hier „taris“ in „yitrôs“ von einem Verbum „tāras“).

In *Strophe IX* (V. 33—36) endlich ergeht eine Einladung an alle Völker, den mächtigen Gott Israels zu preisen. V. 33 unterläßt das auch schon in der syrischen Übersetzung fehlende, im hexaplarischen Text des Origenes mit Obelos, dem Tilgungszeichen, versehene, wiederholende „psallite Deo“ der Vulgata. Es folgt wohl ein durch „selā(h)“ angedeutetes stilles Gebet oder Prostration. V. 34: Der Liber Ps. übersetzt das „rokēb“ des TM besser als die Vulgata („qui ascendit super caelum caeli . .“) mit „qui vehitur per caelos . .“ — es ist Jahwe, der im Gewittersturm über den Himmel daherschwebt — und gibt das „šemē(y)—qèdem“ besser mit „caelos antiquos“ wieder, wo die Vulgata „super caelum caeli, ad orientem“ (nach G: „ēpi tòn 'uranòn tū 'uranū katà 'anatolās“) servil übersetzt. — V. 34 b faßt das Donnern Jahwes mit seiner gewaltigen Stimme in flüssigeres Latein: „edit vocem suam, vocem potentem“. — V. 36 a bringt uns statt des vielgebrauchten oder besser mißbrauchten „Mirabilis Deus in sanctis suis“ (nach G: „thaumastós ho theòs 'en tois haglois autū“) den ganz anders gearteten Gedanken des Heiligen Geistes und des Psalmisten zum Ausdruck: „Timendus est Deus *e sancto suo*“ — in richtiger Wiedergabe des TM: „nôrā“ von „yārē“ = fürchten“ „ēlohim“ (mit einer kleinen Korrektur): „mimmiqdāšō“. — V. 36 b endlich gibt die richtige Zeit wieder: „ipse potentiam *dat* et robur populo suo“ — er selbst gibt seinem Volke Macht und Kraftfülle immerdar, nicht nur in der Zukunft.

So stellt sich dieser schwierige Psalm — von seinen vielen Textverderbnissen gesäubert — in konzinner Gedankenfolge dar. Wir sollten dem Heiligen Vater und

der Übersetzungskommission gerade für die mühevollen Arbeit an diesem Psalm dankbar sein.

III. Fragen wir uns noch zum Schluß: Welche Wirkungen soll das neue Psalterium für unser priesterliches Beten haben?

Der Heilige Vater wollte mit der neuen Psalmenübersetzung einen betbaren liturgischen Text herstellen. Wir sollten so leichter und klarer erfassen, was der Heilige Geist durch den Mund des Psalmisten sagen wollte, und so wirksamer „ad veram genuinamque pietatem“ (Motuproprio)⁷⁾ angeregt werden⁸⁾. Wenn das andächtige und ehrfürchtige Lesen und Beten der Heiligen Schrift gnadenvermittelnd wirkt, so können wir wohl auf umso mehr und wirksamere Gnade rechnen, je besser wir wirklich die Gedanken des Heiligen Geistes erfassen und nicht das, was menschliche Schwäche und Unzulänglichkeit im Laufe der Zeiten aus dem heiligen Texte an manchen Stellen gemacht hat; denn unmittelbar und direkt inspiriert ist nur der Urtext in der Urform, d. h. so, wie er aus der Feder des heiligen Schriftstellers hervorging, nicht aber die Abschriften und Übersetzungen. Der Heilige Vater verspricht sich nun aus seiner Hirten Sorge heraus und seiner väterlichen Liebe („Ex pastoralis sollicitudine . . . Nostrae . . . paterna caritate“) gegen die gottgeweihten Männer und Frauen, daß alle daraus mehr Licht, Gnade und Trost schöpfen. Dadurch sollen wir „in diesen schwersten Zeiten der Kirche“ ermuntert werden, jenen Vorbildern der Heiligkeit zu folgen, die aus den Psalmen so klar aufstrahlen. Das Motuproprio nennt noch ausdrücklich drei Arten frommer Gefühle, die wir in uns beim Psalmenbeten nähren und pflegen sollen, nämlich die Gefühle der „Gottesliebe, der unentwegten Tapferkeit und frommen Buße“ (sensus „divini amoris, strenuae fortitudinis piaque paenitentiae“).

⁷⁾ Motuproprio „In cotidianis precibus“; Siehe Acta Ap. Sed. 37 (1945), 65—67.

⁸⁾ Was die Betbarkeit und Singbarkeit der neuen Übersetzung angeht, so sei hier darauf hingewiesen, daß bei einer liturgischen Tagung in St. Flour (Südfrankreich) vom 29. August bis 2. September 1945 das Officium Divinum von etwa 700 Priestern nach dem neuen Texte mit gutem Erfolge gesungen wurde — ein Zeichen, daß auch der Rhythmus der neuen Übersetzung nicht fehlt. (Vgl. La semaine religieuse de la Suisse romande, 11 avril 1946, p. 222, zitiert in „Le nouveau Psautier“, p. 172, Anm. 1.)

Für vielbeschäftigte, in der praktischen Seelsorge stehende Priester wird es sich empfehlen, wenigstens einen Psalm täglich langsamer, bedächtiger, etwa nach der dritten Gebetsweise des hl. Ignatius zu beten, von Zeit zu Zeit auch einen Psalm zu meditieren, um so noch tiefer in die Gedanken des Heiligen Geistes einzudringen und ihre ganze Kraft auf sich wirken zu lassen. In der täglichen Bibellesung — nach einer deutschen Übersetzung — wären dann die historischen Hintergründe so mancher Psalmen aufzufrischen, etwa die Geschichte des Wüstenzuges aus dem Buche Exodus, die Geschichte Davids aus den Samuelbüchern und den Büchern der Chronik usw. Im einzelnen muß jeder selbst zusehen, wozu ihn die Gnade anregt.

Ich schließe mit den Worten von *Rektor Aug. Bea* in seiner Schrift: „Auch in unserer Zeit wird sich die neue Übersetzung durchsetzen und schließlich zum allgemeinen Gebrauch kommen. Aber dies braucht seine Zeit. Die Idee Seiner Heiligkeit Pius' XII., an Stelle der seit Jahrhunderten in der Kirche eingewurzelten Psalmenübersetzung eine neue Textform zu schaffen, ist zu *grandios*, um von allen sofort verstanden zu werden. Dies ist eine jener flammenden Inspirationen, durch die der Heilige Geist die Kirche vorantreibt, auch gegen die Bedenken einiger, ja sogar gegen den Willen mancher. Im übrigen haben die neuen Psalmen in aller Welt enthusiastische Begeisterung gefunden. Ja, es mehren sich die Stimmen, die eine Revision oder Neuübersetzung der ganzen Vulgata im Sinne der Psalmen fordern“⁹⁾.

Die Weihnachtskrippe

Von *Pfarrer Josef Perndl*, St. Johann am Wimberg (O.-Ö.)

Ein neuer Weg öffnet sich dem Rompilger des Heiligen Jahres 1950, eine Gräberstraße, die fast zehn Meter tief unter dem Niveau der heutigen Peterskirche hinführt zum Grundstein der *Una sancta*. Bei den 1940 unterhalb der vatikanischen Grotten begonnenen Grabungen stieß man zunächst auf Gräber der spätkonstantinischen Zeit, darunter fand man dann Grabkapellen auf dem Grunde des alten *Ager Vaticanus*, die Konstantin der Große hatte

⁹⁾ S. *Le nouveau Psautier*, p. 196; Übersetzung aus der italienischen Ausgabe nach Claus Schedl, „Lebe mit der Kirche“, Jänner-Feber 1948, S. 125.

verschütten lassen, um den Bauplatz für das erste Sankt Peter zu ebnen. Und nun sieht man, eng aneinandergedrängt, Heidnisches und Christliches: einen Sarkophag mit Dionysos, trunkenen Satyrn und Mänaden, einen anderen mit der Darstellung der Anbetung der Magier. Ein Engel führt die drei Weisen zur thronenden Gottesmutter, die ihnen freudig das Kind entgegenhält; doch hinter der Mutter hebt sich deutlich vom Reliefgrund ein Kreuz, nicht als *crux gemmata*, sondern schlicht und leer in lateinischer Form. Wir sprechen oft von Krippe und Kreuz, doch fügen unsere Bildner sie selten zusammen, denn allzu sehr suchen wir in der Krippe nur das Liebliche. Allzu süß ist unsere Weihnachtsstimmung geworden, und in vielen Bildern dient selbst die Schilderung von Armut, Kälte und Not nur erhöhtem, malerischem Reiz.

1. Die geschichtliche Entwicklung der Weihnachtsdarstellung

Der *ältesten christlichen Kunst* ist die Darstellung der Geburt Christi unbekannt. Sie taucht erst im 4. Jahrhundert auf und findet dann besonders als Sarkophagschmuck rasche Beliebtheit, wohl auf Grund der Einführung des Weihnachtsfestes (354 durch Papst Liberius) und der zu jener Zeit nicht seltenen Wallfahrten in das Heilige Land, bei denen die Pilger die Krippe des Herrn verehrten¹). Auf dem einzigen Katakombenbild in San Sebastiano (2. Hälfte des 4. Jahrhunderts) fehlt Maria, doch befindet sich zur Verdeutlichung oberhalb des Kindes ein nimbiertes Medaillonbild Christi. Bald wird das Krippenbild unter dem Einfluß vielgelesener Apokryphen durch typische Szenen bereichert. Regelmäßig finden sich Ochs und Esel²). Das Kind ruht in einem Trog oder auf einem tischartigen Gestell. Maria ist meist sitzend dargestellt; daneben sieht man häufig St. Josef, die Hirten und die Magier, manchmal auch die Badeszene. Der Stall ist durch Dach und Balkenwerk angedeutet.

Die *östliche Kunst* zeigt die Krippenszene auf Grund des Protoevangeliums Jacobi stets in einer Höhle. Neben der Badeszene erblickt man oft die Hebamme Salome,

¹) Hieronymus erwähnt die Krippenreliquie zu Bethlehem 386 in der Epist. 108 ad Eustoch.: „Deosculari praesepe, in quo Dominus parvulus vagiit.“

²) Erwähnt bei Pseudomathäus; aber auch schon bei Exegeten des 3. und 4. Jahrhunderts auf Grund von Is 1, 3; Hab 3, 2.

der zur Strafe für ihren Unglauben die Hand verdorrt. Es scheint bezeichnend für den Osten, daß er zuerst und zumeist Maria als Wöchnerin in liegender oder halb aufgerichteter Haltung darstellt. Dieser byzantinische Typ wird später auch von der abendländischen, besonders von der mittelalterlichen Kunst Italiens übernommen. Daneben zeigt sich hier auch eine mehr symbolische Auffassung in der Umwandlung der Krippe zu einer Art Altar, die wohl mitveranlaßt ist durch die Vorliebe der romanischen Kunst für die ornamentale Verwendung von Baugliedern.

Unter dem Einfluß der *Mystik* beginnt man die erste Anbetung zu zeigen, bei der das Kind, bevor es in die Krippe gebettet wird, noch auf dem Erdboden ruht, auf unterlegten Windeln, dem Mantelsaum oder einer dünnen Strohschütte. Neben Maria und Josef treten nun auch verehrende Heilige oder Stifter, und jubilierende Engel bevölkern den Raum. Mit zunehmendem Realismus der *Gotik* verwandelt sich die Szene immer mehr in eine regelrechte Wochenstubenidylle. Der landschaftliche Rahmen wird immer reicher ausgebaut. Was früher in einem Bilde gehäuft war, wird nun in Szenenfolgen und Bilderreihen auseinandergezogen. In den Flügelaltären übersetzt man das gemalte Bild gern in das geschnitzte Relief. Die Anbetung der Hirten und der Aufzug der heiligen Dreikönige werden zu vielfigurigen Massenszenen mit immer größerem Form- und Farbenreichtum. Diese Entwicklung mündet schließlich im stimmungsvollen barocken Nachtstück.

2. Die Entwicklung der Weihnachtskrippe

Das Wort Krippe stammt vom althochdeutschen *chrippa*, griechisch *phátne* (Lk 2, 7), lateinisch *praesepe*, *praesepeum* = Futtertrog, Futterrinne. Die im Tabernakel der Confessio zu S. Maria Maggiore in Rom als Reliquie der Krippe von Bethlehem aufbewahrten fünf schwach armlangen Brettchen scheinen unter dem aus Jerusalem stammenden Papst Theodor (642—649) dorthin gebracht worden zu sein, da die Basilika zu seiner Zeit erstmals „*beata Maria ad Praesepe*“ genannt wird. Unter *Weihnachtskrippe* verstehen wir die räumliche Darstellung des Weihnachtsgeschehens mit verstellbaren Figuren.

In der Krippenliteratur findet sich meist die Annahme, daß der Anfang der Weihnachtskrippe in jener

lieblichen Feier zu suchen ist, die der *heilige Franz von Assisi* zu Weihnachten 1223 im Walde bei Greccio veranstaltete, nachdem er sich dazu vom Papste die Erlaubnis erbeten hatte³⁾. Die über dieses Geschehen erhaltenen Berichte geben dazu keine Berechtigung⁴⁾. Sie besagen nur, daß der Heilige ein strohgefülltes praeseptum herbeischaffen und einen lebenden Ochsen und Esel dazu hinführen ließ. Einer der Teilnehmer hatte ein „Gesicht“, als sähe er das Jesukind schlafend in der Krippe und der Heilige suche es mit liebender Umarmung zu erwecken. Doch von Figuren Mariens oder Josefs oder auch nur des Jesukindes ist keine Rede.

Eine Krippe in unserem Sinne dürfen wir zu jener Zeit auch gar nicht für möglich halten, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Plastik es erst um 1200 vermochte, vom reliefhaft Schmückenden zur freiplastischen Figur vorzudringen. Während schon lange zuvor Christus in der Mandorla als Weltenrichter auftritt, tut es nun erstmals auch Maria als thronende Freifigur, indem sie sich langsam vom strengen Schema der byzantinischen Frontalansicht löst. Diese Entwicklung führt nun rasch zur Hochblüte mittelalterlicher Bildnerei. Die plastische Freikrippe ist aber erst am Ausgang eines so ausgesprochen plastischen Zeitalters denkbar. Denn die Plastik hat ihre enggezogene Grenze, die außerhalb des Reliefs eine vielfigurige, auf ein Zentrum hingeeordnete Szene ausschließt. Wo diese Grenze durchbrochen wird, ist man auch an der Grenze der Freiplastik angelangt oder hat sie schon überschritten. Man denke an den Farnesischen Stier oder an Rodins Bürger von Calais. Weil nun die Freikrippe das Heraustreten einer vielfigurigen Szene aus dem Relief verlangt, wird sie erst möglich in einem Zeitalter, da das plastische Formgefühl in eine malerische Phase der Auflockerung tritt und sowohl die Raumtiefe wie auch die mehrseitige Verschränkung der Figuren beherrscht wird. Dies trifft nicht vor dem Ende der Gotik zu. Darum aber auch, das sei hier gleich bemerkt, dort, wo eine Krippe als Gesamt-

³⁾ So auch in Wort und Bild unsere Biblische Geschichte, Wien 1930, S. 231.

⁴⁾ *Bonaventurae opusculorum quarta pars: Legenda S. Francisci*, in: *S. Bonaventurae Operum* T. VI cap. X, fol. 291, Moguntiae 1609; im gleichen Sinne *Thomas von Celano*, Leben und Wundertaten des hl. Franz von Assisi, übersetzt v. P. C. Broll OMCap., München 1925, Vita prima, S. 88.

stück künstlerische Höhe erreicht, das Bestreben, ihr eine reliefhaft zusammengeschlossene Wirkung zu geben. Man denke an die Stammelkrippe zu Admont.

Zweifellos übten die *Weihnachtsspiele* auf die Weihnachtsdarstellung und späterhin auf die Krippe ihren Einfluß aus. Sie gab es schon im 11. Jahrhundert. Da man es vorerst nicht wagte, die heiligsten Personen durch Spieler darzustellen, bildete den Mittelpunkt der Handlung ein praeseptum mit daneben aufgestelltem Marienbild. Ich möchte vermuten, daß in Fortführung dieser Tradition um 1350—1400 die mancherorts noch erhaltenen Wochenbettgruppen solchen Zwecken dienten⁵). Wie aus einer Illustration des „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg hervorgeht, gab es schon zu Ende des 12. Jahrhunderts Marionetten. Wenn aber die Verfasserin selber ihr Bild eines possenhaften Ritterspiels mit dem Texte überschreibt: In ludo monstrorum designatur vanitas vanitatum, so durfte man wohl noch lange nicht wagen, solches Spiel auch auf das Weihnachtsgeschehen auszudehnen. Wohl wurden in späterer Zeit auch bei den Weihnachtsspielen Marionetten mitverwendet, und von da wäre es gewiß nur ein Schritt zur Freikrippe gewesen, aber dieser Schritt wurde anscheinend doch nicht getan.

Während die Blüte der geistlichen Spiele im Norden war, fanden sie im 14. Jahrhundert auch in Italien Eingang. Dort gestaltete man das praeseptum zur Wiege, und das Kindelwiegen wurde weitverbreiteter Volksbrauch, dem wir Weihnachtslieder voll herzlicher Innigkeit verdanken wie „Still, still, weil's Kindl schlafen will“, das aus dem Oberinntal stammt. Dort hat sich der Brauch des Wiegens bis in die Sechzigerjahre erhalten, ja in Silz wurde er noch 1905 gepflegt. Als letzter Rest dieses Brauches wird noch mancherorts neben der großen Krippe in der Kirche das wächserne „Fatschenkindl“ aufgestellt, das von den Gläubigen geküßt wird.

Auf Grund des Gesagten ist es wohl zu verneinen, daß es sich bei der „*ältesten Nachricht über eine Krippe auf deutschem Boden*“ 1252 im Magnusstift zu Füssen schon um eine Krippe in unserem Sinne handelt.⁶) Die erste bestimmte Nachricht über eine selbständige Krippe

⁵) Ein schönes Beispiel dafür die fast lebensgroße Tongruppe Maria mit dem Kinde in der Stiftsammlung von St. Florian.

⁶) Ringler J., Deutsche Weihnachtskrippen, S. 9.

stammt aus Neapel.⁷⁾ Es ist ein Krippenbauvertrag aus dem Jahre 1478, bei dem auch Propheten und Sibyllen bestellt werden, was deutlich auf die Weihnachtsspiele hinweist. Doch um diese Zeit schnitzt auch schon Michael Pacher am Wolfgangsaltar, der eine Dreikönigsgruppe mit losen Figuren im Staffel birgt, und um 1500 entstehen die in vollplastischen Figuren geschnitzten Weihnachtsdarstellungen, die den Mittelschrein von eigenen Krippenaltären in Bozen, Brixen, Petersglaun und anderswo füllen. Aus gleicher Zeit stammen auch die prächtigen Dreikönigsfiguren der ehemaligen Sammlung Figdor aus Atzwang. Wir brauchen solche Predellenfiguren bloß herauszunehmen und in einen Krippenstall zu stellen, wie man es später in der Pfarrkirche Kufstein getan hat, und wir haben die völlige Weihnachtskrippe. Ich wage aber nicht zu entscheiden, wann so etwas erstmals geschah. In Italien, wo man den Flügelaltar nicht kennt und die Gotik schon früher ausklingt, bestehen Krippenaltäre schon seit 1450 meist in Form einer Apsis, die lebensgroße Figuren birgt, während eine gemalte Landschaft den Hintergrund bildet.

Mit dem Durchdringen der *katholischen Erneuerung* ist eine starke, besonders von den Jesuiten betriebene Heranziehung einer auf Effekt berechneten Kunst eng verbunden. Die Jesuiten fördern in ihren Spielen besonders das Weihnachtsspiel, das nun auch von anderen Orden wieder eifrig gepflegt wird. Noch einmal entstehen riesige Krippenaltäre: 1604 von H. Degler in Augsburg, 1615 von J. Zürn in Überlingen. Aber schon 1607 stellen die Jesuiten in der Michaelskirche zu München eine eigentliche Weihnachtskrippe auf. Sie besteht aus verstellbaren, lebensgroßen, bekleideten Holzpuppen für sechs verschiedene Szenen. 1608 erhält die Jesuitenkirche in Innsbruck und nachfolgend die Hofkirche der Franziskaner eine Krippe, 1609 die Jesuitenkirche in Hall.⁸⁾ 1637 bestellt Kremsmünster beim Garstener Bildhauer H. Spindler eine Krippe, durch die eine 1632 aufgestellte ersetzt wird. Von München aus ist die Bewegung rasch auf das Land gedrungen, denn schon 1630 wird eine Kirchenkrippe in Hohenzell im Innviertel erwähnt.⁹⁾ Die

⁷⁾ *Kreitmaier J.*, Die Weihnachtskrippe, S. 8.

⁸⁾ Die Daten bei Ringler, a. a. O., S. 14.

⁹⁾ *Kastner O.*, Die Kirchenkrippe in Altmünster, O.-Ö. Heimatblätter, Jg. 1, H. 4, S. 316.

älteste erhaltene Krippe dieser Art befindet sich in Neustift in Südtirol, 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts.¹⁰⁾ Aus gleicher Zeit stammen die aus Garsten in das Linzer Landesmuseum gelangten Figuren: holzgeschnitzte Büsten und Gliedmaßen mit barocker Gewandung in halber Lebensgröße.

Nun findet die Krippe auch Eingang in die *Privathäuser*, zuerst in Fürstenhöfe, bald aber auch in Bürgerhäuser¹¹⁾. Damit wird die Krippe sofort verniedlicht, es ist ja die Blütezeit der Stoffpuppe (seit 1600) und des Kleinkrams. Eine pädagogische Absicht schafft die Puppenhäuser. Zugleich dringt aber jetzt das Volkstümliche in breiten Wellen in den Krippenbau. Im Alpengebiet ist es der Holzschnitzer, in der Ebene der Wachspossierer, in Italien vor allem der Keramiker, die ihre Phantasie in immer neuen Typen ausleben. Die Wachfiguren sind meist mit zartester Nadelarbeit bekleidet, während die Tonfiguren, oft nur aus Kopf und Gliedmassen bestehend, gerne kaschiert, d. h. mit leimgetränkten Stoffen bekleidet sind. Die eigentliche Heimat der Krippe ist der Süden, außerhalb Italiens vor allem Bayern und Tirol, aber auch in protestantischer Gegend findet sie weite Verbreitung. Bedeutende Künstler stellen sich in ihren Dienst, wie Ignaz Günther und mehrere Schwanthaler; Barockmaler wie Troger und Knoller schaffen gemalte Figuren. Ein ganzes Heer von Berufsschnitzern und Dilettanten schließt sich ihnen an.

Die nüchterne Zeit der *Aufklärung* weiß mit diesen als volkstümliche Andachtsmittel dienenden Schöpfungen wenig anzufangen¹²⁾, doch bringt die *Romantik* mit ihrer Förderung des Volksnahen von 1820 an eine Wiederbelebung. Besonders tragen dazu Christoph von Schmid und der fromme österreichische Maler Josef von Führich mit seiner Papierkrippe und dem Zyklus „Der

¹⁰⁾ Mang H., Unsere Weihnacht, S. 87.

¹¹⁾ Verständlicherweise treten die Privatkrippen etwas früher auf: 1577 hat man am bayerischen Hof bekleidete Krippenfiguren (Ringler, a. a. O., S. 10); 1608 läßt Erzherzogin Anna Katharina im Schloß Ruhelust in Innsbruck Krippenfiguren malen (Mang, a. a. O., S. 87).

¹²⁾ 1787 Krippenverbot in Mainz, 1803 in Bamberg. Aus Oberösterreich sei ein Krippenverbot für die Pfarre Hargelsberg erwähnt. Bischöflicher Erlaß auf Grund des Visitationsberichtes vom Jahre 1791. Gütige Mitteilung von Hochw. Professor Johann Zauner.

bethlehemitische Weg“ bei. Die Krippe wird Sammelobjekt und findet museale Betreuung. Besonders bekannt ist die Sammlung Schmederer im Münchener Nationalmuseum mit ihrem reichen Bestand vor allem an italienischen Werken, sodann die Sammlung im Brixener Diözesanmuseum, darin die Probstkrippe mit ihrer fast unglaublichen Zahl von 3580 Figuren.

Die Vereinszeit wirkte sich auch auf unserem Gebiete durch Gründung von *Krippenvereinen* aus. Kleine Lokalvereine bestanden schon 1860 in Wenns in Tirol und 1894 in Oberwiesenthal im Erzgebirge. 1909 gründete der Wiltener Chorherr Chrysostomus Mößl den „Verein der Krippenfreunde in Innsbruck“. Ähnliche Landesvereine entstanden in Salzburg und Vorarlberg. 1917 folgte der „Verein bayerischer Krippenfreunde“ und die „Landesgemeinschaft rheinisch-westfälischer Krippenfreunde“. Die deutschen Verbände schlossen sich 1931 in Passau zum „Kartellverband deutscher Krippenfreunde“ zusammen. An *Krippenzeitschriften* seien erwähnt: Der Krippenfreund, Innsbruck, seit 1909; Der deutsche Krippenfreund, Regensburg, seit 1908; Jahrbuch „Die Weihnachtskrippe“, Kevelaer, seit 1925. Ziel der Vereine war die Förderung der Liebe zur Krippe, ihre Wiedereinführung in den Häusern, Behütung wertvoller Krippen und Pflege des weihnachtlichen Brauchtums. Vielfach wurden auch Krippenausstellungen und Krippenbaukurse veranstaltet, die stets freudigen Zuspruch fanden.

3. Der religiöse Wert der Krippe

Das Glück ist mitteilksam, und unter den vielen Arten seiner Übermittlung nimmt das Bild nicht die letzte Stelle ein. Im Weihnachtsgeheimnis kleidet sich das Göttliche ins Menschliche in seiner lieblichsten Form. Und die Krippe entstand aus dem Bemühen, dieses Geschehen dem Auge so anschaulich als nur möglich zu machen, dem Gefühle nahezubringen und die Liebe zur Gegenliebe zu entzünden, so daß sich der Beschauer unter die einfachen Hirten versetzt fühlt und in innerster Teilnahme zu fragen beginnt: „Was geben wir Kinder, was schenken wir dir, du bestes und liebstes der Kinder dafür?“

Aber das bloße Motiv der Darstellung allein vermöchte nicht, der Krippe einen religiösen Wert zu geben. Diesen muß sie schöpfen aus dem Bestreben, die ganze

Tiefe des Weihnachtsgeheimnisses in verdichteter Form so anschaulich zu machen, daß aus der ganzen Gestaltung der religiöse Geist anbetenden Glaubens, beglückender Hoffnung und liebender Sehnsucht spürbar und übertragbar wird. Am besten vermochte das die noch so ganz in das Religiöse versenkte Kunst des Mittelalters. Darum bleiben auch die Weihnachtsbilder und Reliefs der Gotik unerreicht. Während in ihnen der Jubel so still und verhalten klingt, wird er im Barock allzu laut und übermütig. Die Übertreibung des Barocks führte denn auch bald zur Ermattung der Nazarener, bei denen die Reinheit ihrer Kunst mehr Mangel als Tugend war. Aber während sie doch noch eine demütige, hingebende Frömmigkeit in ihr Werk bannten, vermochte die Epoche der blassen Nachempfindung selbst dies nicht mehr. Wieviele aus sogenannten Kunstanstalten bezogene Kirchenkrippen lassen damit jeden religiösen Wert vermissen! Da steht gar oft hoch darüber das unbeholfene Werk eines Volkskünstlers, der es schuf mit allen Regungen seines Herzens, von der zitternden Ehrfurcht, die ihn hilflos macht in der Darstellung des Göttlichen, bis zum heiteren Humor, der alles, was sein Leben ergötzt, dem Gotteskinde vorführen will. Nur was durch ein gläubiges Gemüt in die Krippe hineingebannt ist, vermag gleiche Gefühle im Beschauer wachzurufen. Franziskanische Liebe und Verbrüderung mit allem Geschöpflichen, mit Mensch, Getier und Landschaft, müssen wieder die Krippe zur Terra sancta machen, aus der der Quell der Weihnachtsfreude ungetrübt und fröhlich sprudelt.

Die erste und so große Einlösung der Verheißung des Protoevangeliums soll, in der Krippe dargestellt, dem Beschauer das große Vertrauen geben, daß der Urquell göttlicher Liebe auch heute unversiegbar fließt. Und dieses Vertrauen ist so nötig, denn der Mangel an Hoffnung auch bei religiösen Naturen ist die Ursache so häufiger Freudlosigkeit und Dürsterkeit des religiösen Lebens, zu der auch die Not unserer Zeit keine Berechtigung gibt. So soll die Krippe ein Weckruf zur Freude sein. In künstlerischer Form wird sie zu einem lyrischen, in der Wandelkrippe zum epischen Gotteslob, in der volkstümlichen Form wird die Krippe zum Volkslied, das alle Regungen der Volksseele ausströmt und in unserem Herzen zum Klingen bringt.

4. Der pädagogische Wert der Krippe

Der Zweck aller Pädagogik besteht in der Veredelung des Menschen; christliche Pädagogik erstrebt die immer vollkommeneren Ausprägung der gottebenbildlichen Eigenschaften. Da es des Menschen höchsten Adel und größte Würde bedeutet, daß Gott selber Mensch wurde und unsere Eigenschaften annahm, damit wir die unseren den seinen verähnlichen, was könnte dann einem Kinde näher kommen und seiner religiösen und sittlichen Erziehung förderlicher sein als das lebensnahe Vorbild des liebenden, leidenden, gehorsamen Gotteskindes? Während so manches Bild als Anschauungsmaterial den Kopf leer, das Herz kalt und den Willen unbewegt läßt, wird mit dem Bilde des gottmenschlichen Lebens im Kreise der heiligen Familie alles erfaßt und erfüllt.

Mehr noch als andere Fächer ist der Religionsunterricht in Gefahr, sich zu sehr auf das Reden zu beschränken. Hier an der Krippe kommt das schau- und freudehungrige Auge des Kindes am allermeisten zu seinem Recht. Das Kind beginnt zu fragen und veranlaßt seine Mutter, katechetische Erzählerin und Ausdeuterin zu werden. Zugleich findet der Religionsunterricht in der Hauskrippe beste Möglichkeit zum Werkunterricht. Wie wichtig ist in unserer Notzeit die Brauchbarkeit der Hand! Vielleicht hat der Schuttkaplan, falls er aus städtischen Verhältnissen stammt, sie erstmals im Bau des kleinen Gotteshausmodelles, des Stalles von Bethlehem, geübt. Vor einigen Jahren haben Theologen des Linzer Priesterseminars eine kleine interne Ausstellung selbstgefertigter Krippen veranstaltet. Welche Freudenbringer werden sie sein, wenn sie als Kapläne in ihrer Kinder- oder Jugendgruppe Krippenbaukurse durchführen, und wieviel vermag dabei ohne aufdringliche Predigt in die in adventlicher Stimmung aufgeschlossenen Herzen zu dringen.

Krippenbauen ist veredelnde Freizeitgestaltung. Der Spieltrieb des Kindes findet hier seine Betätigung. Er muß freilich aufgerufen werden zu behutsam-ehrfürchtigem Tun, es ist ja religiöses Schau-Spielzeug. Dabei kommt die Phantasie, die im Spiel einen so großen Raum einnimmt, zur vollen Betätigung, im Krippenbauen auch die schöpferische Phantasie. Diese ist oft sehr groß und kommt am besten zur Entfaltung, wenn man das Kind nicht in ein vorgefaßtes Baurezept zwingt,

sondern es bei der notwendigen Anregung und behutsamen Führung bewenden läßt. Mit den vielen Möglichkeiten schon bloß der Gestaltung von Stall, Stadt und Krippenberg entspricht diese Arbeit der kindlichen Eigenart des sogenannten Märchen- und Robinsonzeitalters und gibt die religiöse Erfüllung dieses kindlichen Weltbildes.

Bleibende Eindrücke werden hier im rechten Augenblicke im Kinderherzen verankert, und neben Verstand und Willen wird besonders auch das Gemüt angesprochen und geformt. Weihnachten, das Fest der Freude und beinahe das einzige religiöse Familienfest, soll in der Krippe den Mittelpunkt aller Freude für die Familie finden. Man gibt dem Kleinkinde nicht Kostbares, aber doch Echtes in die Hand. Wenn es noch so einfach und schlicht ist, das Kind weiß nach einem Worte Goethes aus allem alles zu machen. Und wenn Weihnachten oft so sehr den Kindergaumen sättigt, die Krippe hilft mit, dem Kinde auch geistige Bedürfnisse anzuerziehen, daß auch Auge und Herz hungrig werden.

Das Weihnachtsbild hatte zugleich mit dem Weihnachtsevangelium auch stets einen bedeutsamen erziehlichen Wert in der Heiligung des Lebensgeheimnisses. Denn nichts vermag so sehr die Auffassung vom Menschwerden zu veredeln als die Menschwerdung des Gottessohnes. Wenn ein Kind tief im Religiösen mitlebt, vermag dies zu einem Gutteil die ausdrückliche Aufklärung zu ersetzen. Sowie die Kirche auch heute vor Kinderohren nicht die Worte verbirgt vom Nichterkennen des Mannes, vom Getragenwerden und der Seligpreisung der nährenden Mutterbrust, von der Leibesfrucht und der geheiligten Regung des Johanneskindes im Mutterleib, so hat man sich früher auch nicht gescheut, dem Kinderauge das Gotteskind in seiner Nacktheit bei der Beschneidung, beim Stillen an der Mutterbrust zu zeigen. Ja, an den von einem Pfarrer um 1400 gestifteten wundersamen geschnitzten Türflügeln zu Irrsdorf sieht man sogar die ungeborenen Kinder Jesus und Johannes auf den stark vorgewölbten Leibern der heiligen Mütter plastisch dargestellt¹³⁾. Wenn das Kind

¹³⁾ Da man daran gewöhnt ist, ist weder bei Kindern noch bei Erwachsenen zu bemerken, daß sie daran Anstoß nähmen. Gütige Mitteilung des hochw. Pfarramtes Straßwalchen. In einem älteren Kirchenliederbuch fand ich die Strophe: „Aufhüpft das Kind in ihrem Schoß, gar selig ob der Freude groß.“

solche Bilder sieht in einem Alter, in dem das Geschlechtliche noch gar nicht existiert, so nimmt es sie in natürlicher Unbefangenheit harmlos auf, und der späteren fragescheuen Neugierde ist viel vorweggenommen. Erst unsere Zeit ist etwas prüde geworden, so daß man sich selbst das Wort genetrix nicht mehr wörtlich übersetzt in den Gebeten zu gebrauchen getraut.

5. Einige praktische Hinweise

Beim *Krippenbauen*, insbesondere beim Gestalten der Figuren, muß man wissen, wieviel man wagen darf. Vorbedingung für das Gelingen sind Demut und eine gewisse Naivität, sonst wird aus dem Werk die Eitelkeit des Herstellers sprechen und ein Dilettantismus im schlechten Sinne. Das Krippenbauen beschränkt sich meist auf Stall und Krippenberg, während man die Figuren beim Künstler bestellt. Dies kann in einem jährlichen Zukauf geschehen, der die Börse nicht auf einmal zu sehr belastet, dem Künstler Zeit läßt, sich in die Arbeit zu vertiefen, und doch seiner Not unter die Arme greift. Ob man eine orientalische oder Heimatkrippe wählen soll, läßt sich nicht prinzipiell lösen, sondern hängt von den Umständen und der persönlichen Neigung ab. In der einen soll man vermeiden, daß sie zum bloßen ethnographischen Panorama wird, in der andern erweckt die Bodenständigkeit um jeden Preis sehr leicht den Eindruck national-enger Pedanterie. Für die einfache Hauskrippe genügen auch die Ausschneidefiguren, von denen uns noch am meisten die von Führich und Bachlechner befriedigen. Es wäre Sache des Katecheten, sobald wieder Krippenbögen zu haben sind, diese kritisch zu mustern und sich am Geiste der genannten Papierkrippen zu orientieren, um die Kinder beraten zu können.

Zur Leitung eines *Krippenbaukurses* braucht man ein warmes Herz und ein Können, das man sich eher als aus Büchern durch Schauen, Zuschauen bei andern und viel Übung erwirbt. Es besteht die Gefahr, daß man sich allzu leicht im bloßen Basteln erschöpft und auf technische Kniffe und raffinierte Effekte beschränkt. So entsteht ein oberflächlicher Naturalismus oder blasse, kraftlose Symbolik.

Falls die *Kirche* eine Krippe von Kunst- oder Altertumswert besitzt und eine Restaurierung notwendig ist, darf diese nur dem Fachmann anvertraut werden. Auch möge man die Aufstellung und das Wegräumen und Ver-

packen nicht unbeholfenen Händen überlassen, wieviel geht sonst zugrunde. Es ist oft erstaunlich, wie widersinnig und gefühllos in mancher Krippe die Figuren aufgestellt sind, so daß man merkt, daß es nur eine reine Verrichtung ohne innere Teilnahme war. Wäre es nicht die richtige Herbergsandacht des Priesters, wenn er solche Arbeit selbst übernähme? In manchem Pfarrhof existiert noch eine alte Krippe, die nur aus Unkenntnis durch eine neue ersetzt wurde.

Im Empfangsraum des *Pfarrhofes* soll eine gute Krippe stehen, so daß jeder Besuch zur Weihnachtszeit zu einem Krippenschauen wird. Halten auch manche dann den Pfarrer für einen „Krippennarren“ — es ist eine ungefährliche, schier liebwerte Narretei —, anderen wird es zur Freude und zum anregenden Beispiel sein. Bei Laien, die allzusehr vom Krippeninteresse in Anspruch genommen sind, könnte es allerdings geschehen, daß ihr Blick eingeengt und einseitig auf einen nur kleinen Ausschnitt des Herrenlebens hingelenkt wird. Und wie manche Erwachsene bis in das hohe Alter nicht über das Kindergebet hinauskommen, so bleiben sie auch manchmal in ihren religiösen Empfindungen in der Christbaumzeit stecken. Andererseits wird sich gerade der gläubige Mensch nicht scheuen, vor der Krippe wieder zum Kinde zu werden. Es ist bei einer Krippe Zeichen hoher Kunst oder reifer Lebensnähe, wenn sie jedes Lebensalter anspricht. Und wenn sie dies vermag, so wird sie in Kirche und Haus zum wahren Sinnbild und stillen Prediger göttlicher Liebe.



Krippenliteratur

Bachlechner Josef, Tiroler Krippenbuch, Innsbruck 1929; *Berliner Rudolf*, Denkmäler der Krippenkunst (in Lieferungen), Augsburg 1926 ff.; *Gruber, P. Daniel*, Krippe und Freude, Graz 1924; *Hager Georg*, Die Weihnachtskrippe, München 1902; *Hartig Michael*, Krippenkunst unserer Zeit, Sonderheft der Zeitschrift für christliche Kunst, München 1927; *Mang Hermann*, Unsere Weihnacht, Innsbruck 1927; *Ringler Josef*, Deutsche Weihnachtskrippen, Innsbruck 1929.

Der praktischen Unterweisung im Krippenbau dient am besten: *Weismantel Leo*, Buch der Krippen, Augsburg 1930; sodann: *Dücker Franz*, Krippenbastelbuch, Figurenbastelbuch, Wiesbaden 1930/31; *Klassen Josef*, Das Krippenbüchlein, Habelschwerdt 1925; *Plattner Ferdinand*, Die gekleidete Krippe, Bressanone 1926; *Sauerland Hans*, Vom frohen Krippenbauen, Wiesbaden 1930; dazu die schon oben genannten Zeitschriften und Jahrbücher.

Pastoralfragen

Bahnfahrt mit entliehenen Regielegitimationen. Drei Studenten aus Wien beschließen eine mehrtägige Bergfahrt in die Ötztaler Alpen, wobei sie zur Fahrt hin und zurück die Eisenbahn benützen. Einer von den dreien ist Eisenbahnerssohn und als solcher Regiefahrer. Er darf 2. Klasse Schnellzug fahren und zahlt für alles insgesamt kaum 5 S. Da die beiden anderen sich die Kosten des vollen Fahrpreises unmöglich leisten können, kommen sie auf den Gedanken, sich von Mitschülern, die Regiefahrer sind, zwei Legitimationen auszuleihen, um auf diese Weise ebenfalls billig im Schnellzug 2. Klasse zu reisen. Vorher fragen sie einen Theologen, der ihnen sagt, dies könnten sie erlaubterweise tun, nur dürften sie sich nicht erwischen lassen, denn die Bahnvorschriften seien nur Pönalgesetze. Die Tirolerfahrt wird also mit einer eigenen und zwei ausgeliehenen Legitimationen gewagt und ohne Beanstandung zu Ende geführt. Als im nächsten Schuljahr im Religionsunterricht bei der Behandlung des 7. Gebotes die Restitutionspflicht zur Sprache kam, regte sich in den zwei Studenten das Gewissen. Der volle Fahrpreis 2. Klasse Schnellzug hätte für jeden rund 300 S betragen. Nach der Stunde suchen sie ihren Religionsprofessor auf und fragen ihn, wie ihre Handlung zu beurteilen sei und ob sie restitutionspflichtig seien.

I. Die Entscheidung dieses Falles erfordert zuerst die *Klärstellung einiger Vorfragen.*

1. Was beinhaltet die Lösung einer Fahrkarte? Wer eine Fahrkarte löst, schließt mit der Bahn einen Personentransportvertrag ab, den die Bahn unter Kontrahierungszwang eingeht. Die Bahn kann den Abschluß des Vertrages nicht verweigern, wenn die Beförderung mit den gewöhnlichen Beförderungsmitteln möglich ist (§ 8 der Eisenbahnbetriebsordnung, § 3 der Eisenbahnverkehrsordnung, Art. 5 des internationalen Übereinkommens zu Bern von 14. Oktober 1893). Da es für die Bahn zu umständlich wäre, mit jedem einzelnen Passagier die Vertragsbestimmungen zu stipulieren, werden die Bedingungen der Personenbeförderung von der Bahn als Unternehmer in der Form einer Vertragsschablone, wie dies bei Massenabschlüssen von Verträgen der Fall zu sein pflegt, durch einseitige Verfügung (durch Geschäftsordnung, Betriebsreglement usw.) im voraus festgelegt und als Fahrordnung und Fahrtaarif erlassen (§ 4 der Eisenbahnbetriebsordnung). Im Fahrpreistarif ist nicht allein der Betrag für die Beförderung enthalten, sondern es sind darin auch noch eine Reihe anderer Momente, wie z. B. die umfangreiche Haft-

pflicht, berücksichtigt. Die Höhe des kundgemachten Tarifes ist im allgemeinen als gerecht anzusehen. Diese Verfügung der Bahn gilt beim Personenbeförderungsvertrag als *lex contractus*. Mit der Lösung der Fahrkarte unterwirft man sich dieser Anordnung. Im Französischen werden diese Unterwerfungsverträge als „*contrats d'adhésion*“ bezeichnet. Die Bahn verspricht eine Leistung, der Passagier nimmt dies an, und damit ist die Willenseinigung, die Seele eines jeden Vertrages, gegeben (§ 861 ABGB.). Alle zu einem gültigen und erlaubten Vertragsabschluß erforderlichen Bedingungen sind vorhanden, sowohl nach dem natürlichen Sittengesetz als auch nach dem positiven Gesetz (§ 865 ff. ABGB.). Bringt man nun diese Feststellungen in Zusammenhang mit den Prinzipien der Moral, so ergibt sich, daß der Personenbeförderungsvertrag ein entgeltlicher, zweiseitiger Vertrag ist, *do ut facias*. Er beruht auf der *iustitia commutativa*, und daher ist man zur Zahlung des Fahrpreises im Gewissen verpflichtet.

2. *Die rechtliche Natur der Fahrkarte.* Die Fahrkarte gehört zu den Karten und Marken des täglichen Verkehrs wie Eintrittskarten, Theaterkarten, Straßenbahnkarten, Speisemarken usw. Sie ist das zwischen Bahn und Fahrgast vereinbarte Zeichen des Vertragsabschlusses. Sie ist jedoch keine förmliche Rechtsurkunde. Sie ist ein Ausweispapier, das den Berechtigten nicht nennt, aber auch nicht ausdrücklich auf den Inhaber lautet. Sie hat überhaupt keinen zusammenhängenden Text. Nach § 13 der Eisenbahnverkehrsordnung muß die Fahrkarte angeben: Strecke, Zugsgattung, Wagenklasse, Fahrpreis und Geltungsdauer. Die Nummer dient vornehmlich der Verrechnung. Die Fahrkarte dient zur Legitimation des Gläubigers, d. i. des Fahrgastes. Die Bahn wird von ihrer Verpflichtung frei, wenn sie dem gegenüber, der dieses Zeichen vorlegt, das Ihrige leistet, also den Fahrgast befördert, der im Besitze der Fahrkarte ist und sie vorweist. Daher sind die gewöhnlichen Fahrkarten beliebig übertragbar. Dem Schaffner gegenüber, einem amtlichen Organ der Bahn, dient sie als Bestätigung der Zahlung des Fahrpreises, und die Lochung gilt nicht nur als Beweis der stattgehabten Kontrolle, sondern sie hat auch den Zweck, eine neuerliche Benützung der Fahrkarte zu verhindern.

3. *Sondertarife.* § 13 der Eisenbahnverkehrsordnung besagt, daß der Tarif Ausnahmen zulassen kann. So kennt die Bahn besondere Tarife für Sonderzüge, Schülerkarten, Monatskarten, Arbeiterwochenkarten usw. Auch diese Tarife sind gerechtfertigt. Bei Sonderzügen z. B. kann die Bahn schon wegen der gesicherten Anzahl der Fahrgäste Begünstigungen gewähren, während bei den fahrplanmäßigen Zügen für die Bahn immer ein ge-

wisses Risiko besteht. Ganz besonders günstige Beförderungsbedingungen gewährt die Bahn jenen Personen, die in einem Dienstverhältnis zu ihr stehen. Sie stattet diese Personen und ihre Angehörigen mit einer speziellen Legitimation aus, die auf den Berechtigten lautet und unübertragbar ist. Solche Personen sind zur Lösung einer Regiekarte zu einem außergewöhnlich ermäßigten Tarif berechtigt. Diese Legitimation gilt als öffentliche Urkunde, soweit ihr Inhalt durch eine öffentliche Behörde bestätigt ist.

4. *Beurteilung des Mißbrauches der Eisenbahnerlegitimation durch die staatlichen Gerichte.* Die Benützung einer Eisenbahnerlegitimation durch hiezu nicht berechtigte Personen wird nach einheitlicher Spruchpraxis der Strafgerichte als Betrug bestraft. Betrug begeht nicht nur der, der sie unberechtigterweise benützt, sondern auch der, der sie zu diesem Zweck hergibt. Die Judikatur sieht in dieser Handlungsweise alle Momente des Betruges gegeben: Listige Schädigung eines anderen in seinem rechtlich geschützten Interesse durch vorsätzliche Erregung eines Irrtums (§ 197 StG.). Betrug ist ein Schädigungsdelikt (§ 1293 ABGB.). Die Merkmale des Betruges sind: (1) Irreführung durch (2) listige Handlung und (3) Ausnützung dieses Irrtums zum eigenen Vorteil in der (4) Absicht, jemand an seinem Eigentum oder an anderen Rechten zu schädigen. Das Motiv der Tat ist unerheblich.

II. *Lösung des Falles.* Die Benützung der ausgeliehenen Eisenbahnerlegitimationen durch die zwei Studenten zur Lösung einer Regiekarte zum Zweck einer Vergnügungsfahrt von Wien in das Ötztal war eine ungerechte Schädigung der Bahn, eine *Verletzung der iustitia commutativa*. Der etwaige Einwand, daß die Bahn keinen Schaden erlitten hätte, da der fahrplanmäßige Zug sowieso hätte verkehren müssen, daß durch die zwei Studenten auch keine Überfüllung des Zuges verursacht worden sei, wodurch entweder andere Personen an der Fahrt verhindert worden wären oder die Anhängung eines weiteren Waggons notwendig geworden wäre, ferner, daß während dieser Zeit die zwei berechtigten Regiefahrer ihre Legitimation nicht benützen konnten, was sie sonst eventuell sogar in einem noch größeren Umfang hätten tun können, übersieht die strikte Vertragsnatur der Personenbeförderung durch die Bahn. Wer die Bahn benützen will, hat, von besonderen Entschuldigungsgründen abgesehen, z. B. um sein Leben zu retten oder einer ungerechten Verfolgung zu entgehen, keine andere Alternative als die, sich den Beförderungsbedingungen, der *lex contractus*, zu unterwerfen oder auf die Benützung der Bahn zu verzichten.

Sind die zwei Studenten restitutionspflichtig? Voraussetzung für jede Restitutionspflicht ist Verletzung der ausgleichenden Gerechtigkeit. Im Falle einer ungerechten Schädigung ist dann Restitutionspflicht im Gewissen zu statuieren, wenn die *actio damificans vere, efficaciter et formaliter iniusta* war. Dies alles trifft, objektiv genommen, bei der Tirolerfahrt der beiden Studenten zu. Objektiv gesehen, ist die unberechtigte Lösung einer Regiekarte für die Fahrt von Wien in das Ötztal und zurück als *materia gravis* anzusehen, so daß unter diesem Gesichtspunkt jeder der zwei Studenten *sub gravi* zum Ersatz des Schadens verpflichtet ist.

Bei der Restitutionspflicht ist aber auch die subjektive Seite zu berücksichtigen. Bloße *culpa iuridica*, bei der Restitutionspflicht erst *post sententiam iudicis* im Gewissen bestünde, ist aber auf keinen Fall anzunehmen. Damit bei Schädigung von *culpa iuridica* die Rede sein kann, ist ein ganz anderer Gewissensspruch erfordert, als ihn das Verhalten der Studenten bei diesem Kasus an den Tag legt. Aus ihrem Verhalten ist zu schließen, daß ihr Gewissen nicht ganz rein war. Sie haben das Bewußtsein, daß die Tat nicht voll in Ordnung ist, und damit ist *culpa theologica* gegeben. Sie haben jedoch nicht die volle Kenntnis der Verwerflichkeit ihres Tuns. Das jugendliche Alter läßt ein allseitiges Verständnis nicht aufkommen. Sie hegen die bei Jugendlichen oft zu findende Ansicht, daß es wohl nicht so weit gefehlt sein werde. Ihr Gewährsmann, der Theologe, ist ebenfalls im Irrtum, wenn er meint, Eisenbahnvorschriften seien bloße Pönalgesetze. Er vermengt Wahres mit Falschem. Wie weit Vorschriften der Eisenbahn, einer Unternehmung mit einem so verzweigten und komplizierten Aufgabenkreis, verpflichten, muß aus deren Inhalt und Zweck beurteilt werden. Es gibt Vorschriften, die nur den Zweck haben, die Bahn von der Haftung zu befreien; es gibt solche, die als Pönalgesetze anzusehen sind, und Bestimmungen, die auf der ausgleichenden Gerechtigkeit beruhen und deshalb schon nach dem natürlichen Sittengesetz im Gewissen verbindlich sind. Es dürfte sich bei diesem Theologen um einen Theologiestudenten in den höheren Semestern, etwa um einen guten Freund der Studenten, handeln, der zwar ihr Gewissen in der gewünschten Richtung etwas beschwichtigen konnte, aber sonst nicht ernst zu nehmen ist. Sollte mit dem Theologen ein Priester in verantwortungsvoller Stellung gemeint sein, so hätte auch er für sich einen Kasus zu lösen und seinem Verschulden entsprechend zu bereinigen.

Es ist also mit gutem Grund anzunehmen, daß die Tat der beiden Studenten nur *leviter culpabilis* war. Für diesen Fall be-

steht in bezug auf Restitution des Fahrpreises auch nur eine obligatio levis.

Steyr.

Prof. Dr. August Bloderer.

Ein eigenartiger Ehefall. In der protestantischen Weltstadt H. heirateten Mar'in L. und Ruth S., beide evangelischer Konfession. Die unglückliche Ehe wurde gerichtlich geschieden, und Martin suchte daraufhin die katholische Elisabeth B. zu heiraten. Diese strebte eine katholische Trauung an und erkundigte sich beim katholischen Seelsorger nach der Möglichkeit einer kirchlichen Ehe. Es scheint, daß bei diesem Geis lichen die Kenntnis des katholischen Eherechtes im umgekehrten Verhältnis stand zu der Großstadt, in welcher er pastorierte. Infolge dieser Unkenntnis erklärte er der Braut, eine katholische Trauung sei möglich und führte als Grund dafür die Behauptung an, die evangelischen Taufen in H. seien ungültig, er sei also frei. Erfreut über diese Antwort, geht Martin mit seiner Braut zum Pfarramt und sie bitten beim Ordinariat um Dispens vom Hindernis disparitatis cultus. Das Generalvikariat erklärte: in H. sind die Taufen gültig, also ist auch die erste Ehe gültig. Als die unerfreuliche Antwort zurückkam, war bereits die letzte Vorbereitung für die Ehe getroffen, zudem mit Rücksicht auf die baldige Trauung die Wohnung eingeräumt worden. Für die Brautleute gab es kein Zurück mehr.

Was machen? Es folgt die Ziviltrauung. Dann reisen die Eheleute in die Heimat der katholischen Braut, erklären, daß die Zivilehe bereits geschlossen sei und ein Zusammenleben wie Eheleute sich von selbst verstehe, auch wenn eine kirchliche Trauung nicht folge. Es ist nicht ganz klar, wie der Pfarrer der Braut zur Trauung schritt. Haben sich beide als ledig ausgegeben? Hat dann der Pfarrer darauf verzichtet, nähere Erkundigungen einzuziehen, wie can. 1019 ff. es vorschreiben? Wer hat dispensiert vom Hindernis mixtae religionis? Der Pfarrer selbst nach can. 1045, § 3? War er dazu berechtigt? Eines ist sicher: Martin und Elisabeth kehrten nach H. als katholisch getrautes Paar zurück und führen wie richtige Eheleute ein gemeinsames Leben. Als aber Elisabeth wieder zur hl. Beichte ging und den ganzen Verlauf der Eheschließung erzählte, trat an den Beichtvater die Frage heran: Kann Elisabeth absolviert werden? Enthaltksamkeit kann und will sie nicht versprechen. Außer der Frage hinsichtlich der Absolution wurde noch folgende gestellt: Was kann von Seite der Kirche geschehen? Muß der Pfarrer von H. sich nach Rom wenden?

Der Fall, so wie er vorgelegt wurde, bietet einige Unklarheiten, die noch gelöst werden müssen. Die erste Frage wird

sein: Wann haben Martin und Ruth geheiratet? Noch unter den Bestimmungen des berühmten Caput „Tametsi“? Es klingt zwar unwahrscheinlich, und doch bekam ich im Juni 1948 von der Römischen Rota den Auftrag, das Eheband einer Verbindung zu verteidigen, die 1898 in England von einem minderjährigen Franzosen und einer anglikanischen Engländerin eingegangen wurde. Der Prozeß läuft seit 1903. Waren Martin und Ruth, obgleich protestantisch, an die Eheschließungsform des Caput „Tametsi“ gehalten? Oder an die Constitutio „Provida“ (verpflichtend für Deutschland) vom 15. April 1906? Oder endlich an die Form der can. 1094 — 1099?

Nun zur eigentlichen Frage. Der Pfarrer von H. hat einen großen Irrtum, über den er nun post factum „bestürzt“ ist, begangen. Ein Pfarrer kann doch nicht eine „amtliche“ Entscheidung abgeben, daß alle protestantischen Taufen in H. ungültig sind, daß Martin ungültig getauft ist. Denn bis zum 19. Mai 1918 wurde die gespendete Taufe in ordine ad contrahendum matrimonium als gültig präsumiert. Vom 19. Mai 1918 an gilt can. 1070, § 2: „Si pars tempore contracti matrimonii tamquam baptizata communiter habebatur aut eius baptismus erat dubius, standum est ad normam can. 1014 pro valore matrimonii.“ Auch angenommen, daß Martin und Ruth nicht gültig getauft waren, dann war deren Ehe erst recht gültig, da sie als Ungetaufte unabhängig von jedem kirchlichen Gesetz ein matrimonium legitimum schließen konn'en (can. 1015, § 3). War aber Martin ungültig getauft und Ruth gültig oder zweifelhaft, dann war vom 19. Mai 1918 die Ehe ebenfalls gültig; denn der Kodex hob das impedimentum disparitatis cultus für den Andersgläubigen auf (can. 1070, § 1). Die Ehe Martin—Ruth konnte wegen der Taufe eines der Brautleute nur dann für ungültig erklärt werden, wenn „amtlich“ feststand, daß Martin nicht gültig getauft war, als er vor dem 19. Mai 1918 die Ehe schloß, oder daß Ruth, obwohl protestantisch, in der katholischen Kirche getauft war oder einmal konvertiert hatte und wieder abgefallen ist. Nach dem Gesagten muß also die Behauptung des Pfarrers: „Martin ist nicht gültig getauft, also ist er frei“, sehr vorsichtig aufgenommen werden.

Auch die Antwort des Ordinariats entbehrt der juristischen Schärfe. Bei dem heutigen dogmatischen Standpunkt der protestantischen Religionsdiener in Deutschland, zumal in der Großstadt H., scheint mir der Satz gewagt: „Die Taufen in H. sind gültig“. Auch die Folgerung aus diesem Satze ist gewagt: „Also ist auch die erste Ehe gültig“. Aus der Gültigkeit der Taufe folgt nicht die Gültigkeit der Ehe, manchmal eher aus der Ungültigkeit (vgl. can. 1099, § 2).

Was ist nun zu tun? Es gilt can. 1069, § 2: „Quamvis prius matrimonium sit irritum aut solutum qualibet ex causa, non ideo licet aliud contrahere, antequam de prioris nullitate aut solutione legitime et certo constiterit“. Die Frage wird also sein: Kann die Ehe Martin—Ruth für ungültig erklärt oder rechtmäßig gelöst werden? Um diese Frage beantworten zu können, müßten hauptsächlich folgende Punkte berücksichtigt werden:

a) Wann wurde die Ehe Martin—Ruth geschlossen? Galt für die Brautleute „Tametsi“, „Provida“, can. 1099?

b) Waren die Eltern des Martin oder der Ruth einmal katholisch? Waren sie Apostaten? Wann? Wurden Martin oder Ruth in der katholischen Kirche getauft? Wie lange wurden sie katholisch erzogen? (Vgl. can. 1099; Const. „Provida“.) Galt für Martin—Ruth die Constitutio „Provida“, dann müßte noch die Frage beantwortet werden: Sind Martin und Ruth in Deutschland geboren? Haben sie in Deutschland geheiratet?

c) War der eheliche Verkehr möglich oder nicht? (can. 1068). Kam ehelicher Verkehr in normaler Weise vor? (can. 1119).

d) Waren Martin oder Ruth vor ihrer Ehe schon einmal verheiratet? (can. 1069). Wenn ja, kommt dann can. 1075 in Frage? Can. 1078?

e) Waren Martin oder Ruth blutsverwandt oder verschwägert? Bis zu welchem Grad kirchlicher Berechnung? (can. 1076 und 1077).

f) Unwissenheit in Fragen der ehelichen Gemeinschaft kommt auch heutzutage, selbst in Großstädten, noch vor, wie die Erfahrung zeigt. Kann Ruth can. 1032 für sich in Anspruch nehmen? Oder can. 1083 wegen wesentlichen Irrtums?

g) Leider spielen heutzutage in den Eheprozessen can. 1081 und 1086 eine traurige, aber hervorragende Rolle. Haben Martin oder Ruth mit festem Willensakt die Unauflöslichkeit der Ehe oder die eheliche Treue vom Ehevertrag ausgeschlossen? Haben sie den Ausschluß oder die Beschränkung des Kindersegens vor der Ehe vereinbart?

h) Haben die Brautleute irgendeine Bedingung vor der Ehe gesetzt? Welche? (can. 1092).

Auch die Taufe der Eheleute Martin—Ruth könnte eine Lösung bieten für die Ehe Martin—Elisabeth. Es sind drei Fälle möglich. Das Ordinariat liefert den Beweis, daß die Taufe sowohl von Martin wie von Ruth wirklich zweifelhaft ist. In diesem Falle könnte die Frage der S. C. S. O. vorgelegt werden. Ich halte eine Auflösung der Ehe Martin—Ruth nicht für ausgeschlossen (vgl. S. C. S. O., 10. Juni 1937; A. A. S., Bd. 29, S. 305). Wenn aber das Ordinariat sich von der Ungültigkeit beider Taufen überzeugen kann, dann steht Martin das Privilegium Pauli-

num zur Verfügung (can. 1120 ff.). Kann endlich eine Taufe als ungültig nachgewiesen werden, dann wäre im Wege der S. C. S. O. Lösung a vinculo naturali matrimonii vom Hl. Vater zu erbitten. Im Jahre 1948 hat die S. C. S. O. eine protestantische Taufe für ungültig erklärt. Daraufhin hat der Hl. Vater das nichtsakramentale Eheband gelöst und nach der katholischen Taufe die Ehe mit einem katholischen Mädchen gestattet.

Wie unser Fall zeigt, genügt der falsche Rat eines Seelsorgers, eine ungültige, ja sakrilegische Ehe zu schaffen. Aber wie viel wird erfordert, eine ungültige Ehe vor Gott in Ordnung zu bringen! Was dann, wenn es keine Lösung des Falles gibt? Mit vollem Rechte ist der Seelsorger in H. „über seinen Irrtum bestürzt“.

Rom.

P. Gerard Oesterle O. S. B.

Mitteilungen

Liturgische „Freiheiten“. Manche Priester nehmen sich die „Freiheit“, auch wenn kein entsprechender Entschuldigungsgrund gegeben ist, ohne Talar zu zelebrieren oder ohne Birett an den Altar zu treten. Andere wieder pflegen bei der heiligen Messe die Hände nach Art der Katakomben-Oranten auszubreiten. Gewiß gehören die hier aufgeworfenen Fragen nicht zu den drängenden unserer Tage. Die zahlreichen kirchlichen Vorschriften verbieten uns aber, diese Dinge zu bagatellisieren. Mit der allmählichen Normalisierung der Verhältnisse fallen auch manche Entschuldigungsgründe bezüglich der priesterlichen Kleidung in und außerhalb der Kirche weg.

In dem Rundschreiben Pius' XII. „*Mediator Dei*“ über die heilige Liturgie wird von neuem eingeschärft, daß das Recht, die Art und Weise der Kultübung zu bestimmen, einzig und allein dem Papste zusteht (vgl. can. 1257) und daß die Bischöfe sorgfältig darüber zu wachen haben (*vigilare diligenter*), daß die kirchlichen Vorschriften über den Kult genau eingehalten werden (*sedulo observentur*; can. 1261). Dann fügt der Heilige Vater hinzu: „*Privato nemini ulla facultas est externas hoc in genere actiones moderari, quae cum ecclesiastica disciplina et cum Mystici Corporis ordine, unitate ac concordia... coniunguntur.*“ An den gesamten Klerus richtet der Heilige Vater die Mahnung: „*Imprimisque enitendum est, ut omnes debito obsequio debitaque fide decretis obtemperent, quae vel Tridentina Synodus vel Romani Pontifices ac Sacrum Concilium tutandis ritibus praepositum ediderint, et quae liturgici libri ad externam publici cultus actionem quod attineat, statuerint.*“

In diesen amtlichen Texten findet man kein Anzeichen für die Gewährung von Freiheiten für die Fälle, welche durch bestehende Gesetze normiert sind. Selbst wenn man zugibt, daß ein Unterschied zu machen ist zwischen präzeptiven und direktiven Normen, so ist diese Unterscheidung für die hier zur Entscheidung vorgelegten Fälle ohne Bedeutung. Denn es handelt sich dabei um Gesetze, die im Gewissen verpflichten; es geht nicht um Räte, sondern um Pflichten, die freilich an sich nicht unter schwerer Sünde binden, um Gebote, von deren Beobachtung auch entsprechende Gründe entpflichten können, zumal wenn man die in Frage kommenden Normen nicht zu vernachlässigen „pflegt“.

Aber kann nicht eine den Rubriken zwar widersprechende, aber durch lange Zeit geübte Praxis zur rechtmäßigen, mithin erlaubten *Gewohnheit* (*consuetudo*) werden? Die negative Antwort auf diese Frage ist — ganz davon abgesehen, daß nicht die Praxis einzelner, sondern nur eine von Kommunitäten lange Zeit geübte *Gewohnheit* rechtmäßig werden kann (can. 26) — in den beiden canones 818 und 27 enthalten. Can. 818 lautet: „*Reprobata quavis contraria consuetudine, sacerdos celebrans* — der Priester ist ‚celebrans‘ wenigstens vom Kreuzzeichen zu Beginn der Messe bis zum Ende des letzten Evangeliums — *accurate ac devote servet rubricas suorum ritualium librorum . . .*“ Der Ausdruck „*reprobata quavis contraria consuetudine*“ ist von der größten Wichtigkeit. Dadurch wird nämlich jede gegen die Rubriken verstoßende Praxis des Zelebranten als „in iure expresse reprobata“ erklärt, und von einer derartigen Praxis heißt es im can. 27, § 2: „*Consuetudo quae in iure expresse reprobat, non est rationabilis.*“ Eine *consuetudo* „*non rationabilis*“ kann aber nie rechtmäßig werden; denn es heißt im can. 27, § 1: *Consuetudo . . . „neque iuri ecclesiastico praeiudicium affert, nisi fuerit rationabilis . . .; contra legem vero ecclesiasticam quae clausulam contineat futuras consuetudines prohibentem, — und diese prohibitio ist im can. 818 ausgesprochen — sola praescribere potest rationabilis consuetudo centenaria aut immemorabilis.*“

I. Der Talar. Die Frage, ob man die heilige Messe — von Ausnahmefällen abgesehen — ohne Talar zelebrieren dürfe, hat das „*Missale Romanum*“ schon längst entschieden. Im „*Ritus servandus in celebratione Missae*“ heißt es (I, n. 2), der Priester müsse die ihm zustehenden Kleidungsstücke tragen, „*quarum exterior saltem talem pedis attingat*“ (das äußere Kleidungsstück soll wenigstens bis zum Knöchel reichen). Gegen den verpflichtenden Charakter dieser Weisung kann man sich nicht auf die

Meinung berufen, die der Zelebration vorausgehenden Rubriken verpflichten nicht unter Sünde, sondern seien nur direktive Normen; denn das Tragen des Talar bezieht ich auf die ganze Meßfeier. Weil sich manche Priester über diese Rubrik hinwegsetzen, wurde in das neue Rechtsbuch der Kirche can. 811 aufgenommen: „Sacerdos, Missam celebraturus, deferat vestem convenientem quae ad talos pertingat...“ Kein Theologe wird hierin nicht ein im Gewissen verbindliches Gesetz erblicken. Als der Apostolische Stuhl erfuhr, daß manche Priester sich auch über diesen Kanon hinwegsetzten, erließ die Konzilskongregation am 28. Juli 1931 folgendes Monitum: „... sacerdotes graviter monet, ut religiosissime servant etiam praescriptum canonis 811 § 1: Sacerdos, Missam celebraturus, deferat vestem convenientem quae ad talos pertingat; qua quidem veste curandum est, ut sacerdotes utantur etiam in sacramentis publice ministrandis. Parochi et rectores ecclesiarum in sua quisque ecclesia ad celebrandum Missae sacrificium sacerdotes ne admittant, nisi sint... ecclesiastica veste induti, veste nempe, de qua in canone 811 § 1“ (AAS XXIII, 337).

Von der Beobachtung dieser Vorschrift kann nur ein entsprechend wichtiger Grund entschuldigen, z. B. die Unmöglichkeit, auf Reisen einen Talar mitzunehmen. Nach Möglichkeit sollte in jeder Kirche, bzw. Sakristei für auswärtige Priester, die zur Zelebration kommen, ein Talar, der sich der Größe anpassen läßt, oder wenigstens ein sogenannter „Wessenberg“ (Talar ohne Ärmel) zur Verfügung stehen. Selbstverständlich soll sich dieser Talar in einem würdigen Zustande befinden.

II. *Das Birett.* Für den Gang zum Altare und zurück ist Bedeckung des Hauptes vorgeschrieben, und zwar je nachdem mit Birett, Kapuze oder bloßem Humerale. Das „Missale Romanum“ sagt im „Ritus servandus in celebratione Missae“: „... capite cooperto accedit ad Altare . . . Si vero contigerit eum transire ante Altare majus, capite cooperto faciat ad illud reverentiam“ (II, n. 1). „Cum pervenerit ad Altare . . . caput detegit, biretum ministro porrigit“ (II, n. 2). Am Schluß der Messe: „... facta reverentia, accipit biretum a ministro, caput cooperit, ac praecedente eodem ministro . . . redit ad Sacristiam . . .“ (XII, n. 6).

Aber ist diese Norm wirklich präzeptiv, nicht bloß direktiv? Das „Memoriale Rituum“, das Benedikt XIII. zum Gebrauch in kleineren Kirchen für die wichtigeren Funktionen (wenn nicht die genügende Anzahl von ministri in sacris zu haben ist) vorgeschrieben und Benedikt XV. aufs neue herausgegeben hat, schreibt den Gebrauch des Biretts für die Funktionen, besonders für die heilige Messe, nicht weniger als siebzehnmal vor. Es

ist kaum denkbar, daß der Gesetzgeber sooft auf die Einhaltung einer nur direktiven Norm dringt. Dasselbe ergibt sich aus den Dekreten der Ritenkongregation, die auf der Bedeckung des Hauptes besteht. Auf die Anfrage der Augustiner, ob sie beim Gange zum Altare gleichwie andere Regularen die Kapuze über den Kopf ziehen müßten, wurde geantwortet: „*Ut caput tegant cum amictu*“ (Decr. auth. n. 693). Der Sinn dieses Dekretes wird im Index generalis der Decr. auth. (V, S. 85) wiedergegeben mit dem Satze: „*Caput tegere debent cum amictu Augustiniani celebraturi*.“ Auch andere Regularen, die nur eine kleine Kapuze tragen, dürfen „*uti bireto, dum procedunt ad altare et in reditu ad sacristiam, praesertim si regulae et consuetudo non obstant*“ (Decr. auth. n. 4056 ad I, vom 15. Mai 1900). Daß sie das Haupt bedecken müssen, ist vorausgesetzt.

G. Kieffer hat darum ohne Zweifel recht, wenn er im bekannten und hochgeschätzten Werk „*Rubrizistik*“ (8. Aufl. [1935], S. 136) schreibt: „Bei der Predigt, im Beichtstuhl (auch während der Lossprechung) ist das Birett fakultativ, in anderen Fällen, wie beim Akzeß zum Altar usw., ist es *obligatorisch*“. Die angesehenen Ephemerides Liturgicae (Ius et praxis liturgica, 55 [1941], 27, Nota) bemerken: „*Ad celebrandam Missam detecto capite ad altare procedere non licet; et ne consuetudo quidem existens potest servari. Ipsi quoque Religiosi (Decr. 693 et 3697, IX) tenentur caput cooperire cum amictu, si desit usus bireti*.“ Damit ist die Frage über den verpflichtenden Charakter der betreffenden Rubrik im Missale hinreichend geklärt, und der „horror bireti“, an dem offenbar manche Priester leiden, ist unbedingt zu überwinden.

Vom heiligmäßigen *Don Michael Rua*, dem Nachfolger des heiligen Johannes Bosco im Generalat der Salesianerkongregation, wird folgendes berichtet: „Bei den alljährlich stattfindenden Exerzitien mahnte er jedesmal zur genauen Einhaltung der Meßrubriken. Es war ihm lieb, wenn die Geistlichen einander bei der heiligen Messe dienten. So könnten sie sich gegenseitig auf Ungenauigkeiten aufmerksam machen. Er selbst fragte auch in seinem letzten Lebensjahr noch seinen priesterlichen Meßdiener ganz eindringlich, welche Verstöße gegen die Rubriken er etwa gemacht habe. In seinen monatlichen Rundschreiben kam er nicht selten darauf zu sprechen. So wollte er durchaus, daß der Zelebrant mit dem Birett auf dem Haupte an den Altar trete. Sah er einen Priester unbedeckten Hauptes an den Altar gehen, unterließ er es nicht, ihn unter vier Augen zu ermahnen. Ja, man konnte sogar beobachten, wie er sein Birett abnahm, um es jenem Priester zu geben, der ohne Kopfbedeckung sich an den

Altar begeben wollte“ (Schweizerische Kirchenzeitung 105 [1937], 226).

Auch während *öffentlicher Aussetzung* des Allerheiligsten ist das Birett mitzunehmen. Geht man während der Aussetzung mit dem Kelch an den Aussetzungsalter, so nimmt man das Birett ab, sobald man in conspectum SSi. kommt, und setzt es beim Weggehen wieder auf, sobald man e conspectu SSi. ist. Zelebriert man aber an einem anderen Altar, so halte man sich an folgende Regel des Directorium Cleri Romani 1890: „Sacerdos celebraturus transiens ante SS. Sacramentum publice venerationi expositum genuflectat prius (utroque genu), deinde detegat caput, inclinei, postea cooperiat caput, deinde surgat.“ Also nicht auf dem ganzen Wege das Birett auf dem Kelche tragen! Die Ephemerides Liturgicae (55 [1941], 121) bemerken: „Redarguendi sunt, qui ad maiorem reverentiam, ut ipsi dicunt, capite aperto abeunt, donec sint extra conspectum altaris, quia operantur contra rubricam et decreta.“

III. Die Händehaltung. Wie die ausgebreiteten Hände zu halten sind, ist im Missale ganz genau beschrieben: „... extendit manus ante pectus, ita ut palma unius manus respiciat alteram, et digitis — dazu gehört auch der Daumen — simul iunctis, quorum summitas humerorum altitudinem distantiamque non excedat, quod in omni extensione manuum ante pectus servatur“ („Ritus servandus in celebratione Missae“, V, n. 1). Also: 1. die Hände müssen *vor* der Brust, *nicht über* der Brust oder gar neben dem Kopf ausgebreitet werden; 2. die Handflächen müssen parallel gehalten werden, so daß die eine Handfläche zur anderen schaut; 3. die Fingerspitzen sollen nicht über die Schultern hinausragen; 4. die Hände sollen auch nicht seitwärts über die Schulterbreite hinausgehen. Das ist natürlich nur dann möglich, wenn man die Oberarme an den Brustkorb anlehnt. Daraus ergibt sich, daß, *wer in gerader Linie hinter dem Zelebranten steht, dessen Hände gar nicht sehen kann.* Er kann sie nur dann sehen, wenn sie gegen die klare Vorschrift über die Schulterbreite oder -höhe hinausgehen. Hier liegt eine Rubrik vor, deren verpflichtenden Charakter man nicht in Zweifel ziehen darf. Dazu kommt, daß das „Caeremoniale Episcoporum“ (lib. II, cap. 8, n. 39) dasselbe sagt wie das Missale, ja ausdrücklich auf dieses verweist: „cantat... ‚Oremus‘, et iterum, extensis manibus, Orationem, et cum dicit conclusionem ultimae Orationis, id est Per Dominum nostrum etc., denuo iungit manus, prout plenius circa huiusmodi iunctionem et disiunctionem manuum in Rubricis Missalis declaratur“. An einer anderen Stelle (lib. I, cap. 19, n. 3) sagt das „Caeremoniale“: „Cum vero Orationes cantat, manus ipsas

elevatas, ac rectas (d. h. aufrecht) *ad humerorum aequalitatem* retinet, ita ut palma palmam respiciat usque ad conclusionem Orationis“. Angesichts dieser klaren, im Gewissen verpflichtenden Normen ist die Verschiedenheit der Priester bei der Händeausbereitung sehr schwer zu erklären.

Man beruft sich darauf, daß in der alten Kirche die Haltung der Hände ganz anders gewesen sei, nämlich so, wie sie in den Gestalten der Oranten auf den Katakombenbildern zu sehen ist. Allein, es sind nicht diese geschichtlichen Tatsachen maßgebend, sondern die Vorschriften, die von der Kirche für die Gegenwart erlassen sind. Bekanntlich hat sich unser Heiliger Vater ganz klar gegen das Bestreben ausgesprochen, geltende Gesetze aus Vorliebe für alte Formen und Gebräuche zu vernachlässigen. In dem Rundschreiben „*Mediator Dei*“ über die heilige Liturgie sagt der Papst, es sei ausschließlich Sache des Apostolischen Stuhles, Änderungen im Kult vorzunehmen, und fährt dann fort: „*Temerarius eorum ausus omnino reprobandus est, qui novas deliberato consilio liturgicas consuetudines invehant, vel obsoletos iam ritus reviviscere iubeant, qui cum vigentibus legibus ac rubricis non concordent . . . Vetus usus, non idcirco dumtaxat quod antiquitatem sapit ac redolet, aptior ac melior existimandus est vel in semetipso, vel ad consequentia tempora novasque rerum condiciones quod attinet. Recentiores etiam liturgici ritus reverentia observantiaque digni sunt, quoniam Spiritus Sancti afflatu, qui quovis tempore Ecclesiae adest ad consummationem usque saeculorum, orti sunt; suntque iidem pariter opes, quibus inclita Jesu Christi Sponsa utitur ad hominum sanctitatem excitandam procurandamque . . . Qui ad antiquos redire ritus consuetudinesque velit, novas repudiando normas, quae ex providentis Dei consilio ob mutatas rerum condiciones fuere inductae, non is procul dubio, ut facile cernere est, sapienti rectoque movetur studio.*“

Innsbruck.

J. B. Umberg S. J.

Richtigstellung. Im 3. Heft, 1949, S. 222, Zeile 33 ff., soll es richtig heißen: „Deutlicher als bisher erkannte man die Zusammenhänge der einzelnen Zyklusphasen untereinander und zog den Schluß, daß Konzeption ohne das Freiwerden einer befruchtbaren (nicht: befruchteten) Eizelle (Ovulation) nicht möglich sei.“

S. 254, drittletzte Zeile von unten ff., muß es richtig heißen: „Somit fallen unter die *aliosve ecclesiarum etiam exemptarum rectores*‘ des can. 1355 *nicht* die Regularoberen, die einer exempten, mit dem Kloster verbundenen Ordenskirche vorstehen.“

Redaktion.

Das katholische Missionswerk

Die katholische Kirche in Hinterindien

Von Univ.-Prof. P. Dr. Johannes Thaurer S. V. D., Wien

I. Allgemeine Übersicht

Außerhalb des Blickfeldes der katholischen Kreise unserer Länder liegt das *hinterindische Missionsfeld*, während die Entwicklung in Afrika, Vorderindien, China und Japan weit mehr im Vordergrund ihres Interesses steht. Und doch gehört Hinterindien zu den beachtenswertesten Missionsgebieten der Kirche. Dieser ostasiatische Halbkontinent, der Französisch-Indochina (Vietnam, Laos und Kambodja), Siam, Birma und Malakka umschließt, mißt mehr als 2 Millionen km² und hat rund 55 Millionen Einwohner. Die Bevölkerungsdichte ist, entsprechend den geographischen Verhältnissen, verschieden. In Französisch-Indochina leben durchschnittlich auf 1 km² 28 Bewohner, in Siam und Birma je 22; am dünnsten bevölkert ist das Gebiet von Laos mit 231.400 km² und 850.000 Bewohnern, d. s. 4 Bewohner auf 1 km². 85 Prozent der Bevölkerung bekennen sich zum Buddhismus. Der Islam zählt 3.2 Millionen Gläubige, und den primitiven heidnischen Religionsformen hängen noch eineinhalb Millionen an, d. s. 3.8 Prozent der Gesamtbevölkerung Hinterindiens. In Französisch-Indochina ist die Mission am tiefsten in das Volkstum hineingewachsen. Auf 100 Bewohner kommen hier sechs Katholiken, während in Siam die Katholiken nur 0.28 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Bis zum japanischen Einmarsch (1944) wies Hinterindien trotz aller Verfolgungen ein ständiges und gleichmäßiges Wachstum auf. 1760 zählte man 100.000, 1860: 1.200.000, 1940: 2.000.000 Katholiken. Besonders charakteristisch ist die Stärke des einheimischen Elements. Die Zahl der einheimischen Priester (1524) ist mehr als doppelt so hoch wie die der europäischen (630). Das Verhältnis der europäischen Brüder (773) zu den einheimischen (1208) ist 2:3. Auf sechs einheimische Schwestern kommt eine europäische (5116:930). Dem Priesternachwuchs dienen zehn Große Seminarien (Theologische Lehranstalten) mit 581 Theologiestudenten und 19 Kleine Seminarien (Knabenseminarien) mit 1537 Studenten. Trotz des Alters der Mission haben nur vier kirchliche Bezirke einheimische Oberhirten. Die Schuld trifft nicht die Missionare, sondern aus kolonialpolitischen Erwägungen und aus der Furcht vor Stärkung der Unabhängigkeitsbestrebungen der einheimischen Völker wußte Frankreich die Bestellung einheimischer Bischöfe zu verhindern.

Von den 28 Missionsgebieten Hinterindiens werden verwaltet:

Vom Pariser Seminar 15, von Dominikanern 4, vom Mailänder Seminar 2, je 1 von Salesianern Don Boscos, den Oblaten der Unbefleckt Empfangenen, der Missionsgesellschaft des hl. Columban, den Missionaren U. L. F. von Salette; drei Gebiete sind dem einheimischen Säkularklerus anvertraut.

Hinterindien war im zweiten Weltkrieg einer der größten Kampf Räume, auf dem sich die macht-, wirtschafts- und bevölkerungspolitischen Spannungen von Jahrzehnten entluden. Bildet doch Hinterindien die westliche Bastion der Festung Pazifik, die von den Japanern im Sturm überrannt wurde. Vor allem wurden die britischen Besitzungen heimgesucht. Singapur, das britische Bollwerk, auch Sitz des Bischofs von Malakka, fiel schon bald in die Hände der Japaner. Erst im März 1945 folgte endgültig Französisch-Indochina. Birma als Ausgangspunkt der Birmastraße, die die Verbindung der Alliierten mit China aufrechterhielt, war jahrelang heiß umstritten.

Überall, wohin die Japaner kamen, erklärten sie die Unabhängigkeit von den westlichen Kolonialmächten, die natürlich von der ganzen einheimischen Bevölkerung und allen asiatischen Rassen, gleichgültig welcher Religion, begrüßt wurde. Nach der Niederlage der Japaner fanden sich England und Frankreich einer ganz neuen Situation gegenüber, die eine Wendung ihrer Kolonialpolitik erzwang. Die nationalen Bewegungen fanden die einheimischen Katholiken auf ihrer Seite, solange sie sich nicht antireligiös, antichristlich erwiesen. Eine große Enttäuschung bildete die antichristliche Stellungnahme der Führer, die schwere Bedrängnisse der Missionen im Gefolge hatte.

II. Französisch-Indochina, Vietnam

Indochina blickt auf eine glorreiche und wechselvolle *missionsgeschichtliche Vergangenheit* zurück. Die Anfänge des Christentums reichen in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück, in die Zeit des Abstiegs der spanischen und portugiesischen und des Aufstiegs der französischen Kolonialmacht. Als die Portugiesen zum erstenmal sich an der Küste festsetzten und im politischen Ränke spiel mit den sich befehrenden einheimischen Fürsten ihre Einflußsphäre zu sichern sich bemühten, verkündete als erster Glaubensbote ein portugiesischer Priester, Caspar de Cruz, unter den Annamiten das Evangelium. 1580 begleiteten Dominikaner zwei spanische Expeditionen. Franziskaner folgten ihnen ebenfalls von den Philippinen her. Als im Zuge der Verfolgungen in Japan die dort wirkenden Jesuiten ausgewiesen wurden, erschlossen sie sich in Hinterindien ein neues Arbeitsfeld. So wurde 1615 in Cochinchina, 1617 in Kambodja, 1627 in Tongking die Missionsarbeit begonnen. 1658 soll Tongking bereits 300.000 Katholiken

gezählt haben. Für ihre Betreuung standen aber nur sechs Jesuitenpriester und 30 Laienhelfer zur Verfügung.

Die hoffnungsvolle Entwicklung rief gebieterisch nach einer wesentlichen Verstärkung des Missionspersonals. Aus diesem Grunde wurde 1645 P. Alexander von Rhodes S. J. von seinen Oberen nach Europa gesandt. Rhodes legte dem Papst und den zuständigen kirchlichen Stellen die aus der Lage Hinterindiens wachsende Notwendigkeit eines guten und zahlreichen einheimischen Klerus dar und forderte zugleich die Bestellung einheimischer Bischöfe. Dabei stieß er auf den Widerstand Spaniens und Portugals, die sich gleichzeitig weigerten, ihren mit dem Padroado übernommenen Verpflichtungen nachzukommen und im Osten neue Diözesen zu errichten. Zudem waren sie außerstande, dem Mangel an Missionaren abzuhelpen. Um durch die Haltung Spaniens und Portugals die Entwicklung nicht aufhalten zu lassen und sich der Fesseln des Padroado in Ostasien zu entledigen, ernannte der Apostolische Stuhl 1659 Apostolische Vikare mit bischöflicher Weihe, die eine rein missionarische Aufgabe hatten und, unabhängig von einer weltlichen Macht, nur dem Apostolischen Stuhl verantwortlich waren.

Die Bemühungen Rhodes', eine genügende Zahl von Missionaren für Hinterindien zu sichern, wurden gekrönt durch die Gründung des Pariser Missions-Seminars für auswärtige Missionen. Dieses Missionsinstitut wurde für die Missionierung des Fernen Ostens von ausschlaggebender Bedeutung.

Frankreich indessen strebte immer nachdrücklicher nach der Beherrschung dieser Länder, die bis zum zweiten Weltkrieg seinen wertvollsten Kolonialbesitz bilden sollten. Hierbei mißbrauchte es die Missionare und Missionen. Im besten Glauben, dem Reiche Gottes einen Dienst zu erweisen, haben die Apostolischen Vikare Bischof Pigneau de Béhaine und Bischof Pélerin Frankreich wertvollste Sekundantendienste geleistet, damit jedoch nach scheinbaren Anfangserfolgen die blutigen Verfolgungen durch die annamitischen Herrscher heraufbeschworen. Erst durch das Eingreifen spanischen und französischen Militärs und durch den Friedensvertrag von Saigon (1862) wurde diese eingestellt. Frankreich sicherte sich in diesem Vertrag den Besitz von drei hinterindischen Provinzen. Die Opfer dieser Verbindung von Politik und Mission waren unersetzlich. Ermordet wurden fünf Bischöfe, 116 (d. i. jeder dritte) einheimische Priester, 100 einheimische Ordensfrauen und 5000 Christen; eingekerkert wurden 10.000 führende Männer der christlichen Gemeinden; die Christen wurden zerstreut und ihres Eigentums beraubt. Wahrlich, ein trauriger Erfolg dieser französisch-spanischen Schutzaktion!

Zehn Jahre später sollte die unglückselige Haltung des Apostolischen Vikars von West-Tongking, Bischofs Puginier, neue Verfolgungen auslösen. Er stellte sich trotz entgegengesetzter Stellungnahme anderer Bischöfe 1872 auf Seite eines selbstherrlichen französischen Freibeuters und französischer Beamten gegen den einheimischen Staat und bestimmte die Christen, gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit Partei zu nehmen. Hier wurde die Mission zur Magd der Politik erniedrigt. Frankreich wußte sich immer mehr Rechte zu erzwingen, bis es 1886 endgültig das Land okkupierte. Die letzten verzweifelten Kämpfe des annamitischen Hofes um seine Rechte führten zu den blutigsten Niedermetzungen der Christen. 20 Missionare, 30 einheimische Priester und zirka 50.000 Christen mußten ihr Leben lassen. Nach Louvet war ihr einziges Verbrechen: „Leur dévouement à la cause française“ (ihre Ergebenheit an die französische Sache).

Es war ein teurer Preis, den die Missionare für die Erweiterung des französischen Kolonialreiches zahlen mußten, ohne dafür Dank zu ernten. Denn besonders in Zeiten der verschiedenen kirchenfeindlichen Regierungen in Frankreich ließen die Kolonialbehörden ihre Gehässigkeit gegen die Kirche spüren. Sie besteuerten selbst die Waisen- und Krankenhäuser der Mission, schlossen Missionsanstalten und vertrieben die Ordensfrauen aus den Spitälern. Die Mißliebigkeit der französischen Herrschaft im heidnischen Volke, hervorgerufen durch hohe Steuern, Regierungsmonopole (Salz, Alkohol) und Mißachtung der Rechte der in ihrem Amt belassenen Könige, belastete auch die Mission, der der Verlust der Unabhängigkeit zugeschrieben wurde. Die sittlichen Verheerungen durch Leben und Beispiel vieler französischer Beamten hat Louvet in die Worte gefaßt: „Die heidnischen Henker machten aus unseren Jungfrauen Märtyrer, die Franzosen Prostituierte“.

Aus diesen kurzen geschichtlichen Hinweisen wird uns die Lage der Kirche in Indochina und ihre schwierige Stellung in der heutigen politischen Umgestaltung der Länder zu selbständigen, unabhängigen Staaten verständlich.

Der *Missionsstab* Indochinas setzt sich zusammen aus: Dominikanern, die im Osten Tongkings vier Vikariate betreuen, dem Pariser Seminar mit 12, dem einheimischen Klerus mit drei Vikariaten und seit 1938 den Oblaten der Unbefleckt Empfangenen mit einem Vikariat.

Auf dem engen Raum von 31.000 km² haben die Dominikaner ihre Missionsarbeit entfaltet. Sie zählen unter den 5.7 Millionen Bewohnern 542.892 Katholiken, d. s. 10 Prozent der Bevölkerung. Mehr als ein Drittel der indochinesischen Katholiken ist hier konzentriert. Ganze Dörfer und Städte sind bereits katholisch. Die an

China grenzende Apostolische Präfektur Langson-Caobang kämpft noch immer mit den Anfangsschwierigkeiten, die durch zwei Weltkriege erhöht und verlängert wurden. Als 1913 französische Dominikaner diese Mission übernahmen, befand sich in diesem Gebiet außer einigen eingewanderten Annamiten und etlichen Katechumenen vom Stamme der Thô noch kein Christ. Nahezu 5000 Christen umfaßt das Gebiet heute. Das Apostolische Vikariat Buichu, an dessen Spitze ein einheimischer Dominikaner-Bischof (gest. 1948) stand, weist von ganz Indochina den höchsten Prozentsatz an Katholiken aus (24 Prozent). Die relativ hohe Katechumenenzahl in diesen Gebieten zeigt, daß trotz der hohen seelsorglichen Beanspruchung der Priester die eigentliche Heidenmission nicht in den Hintergrund getreten ist. Mit 15.000 Katechumenen steht das Dominikaner-Vikariat Thai-Binh an der Spitze aller kirchlichen Bezirke Hinterindiens.

Das Pariser Seminar hat Indochina stets als sein bevorzugtes Missionsfeld betrachtet. In der Geschichte dieses Märtyrerlandes der Neuzeit hat es über 200 Missionare als Blutzugehen der Kirche geschenkt. In zehn Apostolischen Vikariaten stellt es heute rund 300 Missionare. Fünf Sechstel des Gesamtflächenraumes Indochinas unterstehen dem Pariser Seminar. Das schwierigste Arbeitsgebiet ist das dünnbevölkerte Apostolische Vikariat Laos. Jede Neugründung mußte in Auseinandersetzung mit den Bonzen erzwungen werden. Die 35 Priester werden ganz von der Seelsorge der rund 25.000 Christen absorbiert. Das erklärt uns auch die geringe Zahl der Taufbewerber (512). Von Laos wurde 1938 der nördliche Teil als Apostolische Präfektur Vientiane abgetrennt und den Oblaten der Unbefleckt Empfangenen übergeben. Die beiden Weltkriege haben hier eine starke Entfaltung missionarischer Arbeit unterbunden.

Neben diesen Orden leisten eine Anzahl anderer wertvollste Dienste in der Leitung von Seminarien und Anstalten, so die Redemptoristen, die Sulpicianer und die Schulbrüder vom heiligen Gabriel. Von den weiblichen Orden haben sich die größten Verdienste erworben: die St.-Pauls-Schwwestern von Chartres, die Schwestern von der Göttlichen Vorsehung und die Schwestern der hl. Kindheit. In einer Anzahl von Trappisten- und Karmeliterinnenklöstern wird um den Gottessegen für das Wirken der Glaubensboten gebetet und geopfert. Die einheimischen Ordensfrauen haben sich nur zum geringsten Teil den europäischen Kongregationen angeschlossen, sondern sich in einheimischen Ordensfamilien vereinigt. Das gleiche gilt, wenn auch nicht im gleichen Maße, von den Missionsbrüdern.

Unentbehrlich ist die Hilfe der Katechisten und Katechistinnen (2679, bzw. 421). Meist werden sie in eigenen Anstalten, den

Casa de Dios, besonders geschult und verpflichtet sich auf die Dauer ihrer Tätigkeit zu Ehelosigkeit, Gehorsam und Armut. Zu ihnen gesellen sich noch 3132 Täufer und 3268 Täuferinnen, die die Aufgabe übernommen haben, sterbende Heidenkinder zu taufen, wenn dem Missionar der Zutritt zu ihnen unmöglich ist.

Der günstige Stand der Kirche in Indochina trotz aller Verfolgungstürme ist vor allem dem *einheimischen Klerus* zu verdanken. Es ist das historische Verdienst des Pariser Seminars, systematisch von Anfang an seine Arbeit auf einen priesterlichen Nachwuchs aus dem Missionsvolk gerichtet zu haben. Jeder neue Bischofssitz wurde naturgemäß eine Pflanzstätte für den einheimischen Klerus. Gemäß der Pariser Missionsordnung muß jeder Missionar jährlich wenigstens einen Kandidaten für das Knabenseminar stellen. Auf den Missionsstationen richten die Glaubensboten ein besonderes Augenmerk auf gut talentierte, fromme Knaben aus gut katholischen Familien und geben ihnen Unterricht in Religion, Latein und anderen Schulfächern, um sie für die Aufnahmeprüfung in das Knabenseminar vorzubereiten. Die Eltern betrachten es als eine Ehre, wenn ihr Kind für den Priesterberuf ausgewählt wird. Im Knabenseminar erhalten die Knaben einen sechsjährigen Mittelschulunterricht. Sodann werden sie zunächst als Katechisten verwendet; in dieser Zeit können sie ihren Beruf ernstlich prüfen, ehe sie in das Priesterseminar eintreten. Bis zur Priesterweihe kommt naturgemäß nur ein Bruchteil. Die politischen Unruhen in Indochina, vor allem die Hetze und Feindseligkeit radikal-nationaler Strömungen gegen Mission und Christen, hemmen zur Zeit vielerorts den ruhigen Weiterbetrieb der Seminarien. Einige mußten für längere Zeit geschlossen werden.

Die kirchlichen Bezirke Indochinas haben ein ausgedehntes *Missionsschulwesen* ausgebaut. Erst seit 1885 konnte an die Errichtung von Schulen gedacht werden, da bis dahin die Unsicherheit der Lage ein Missionsschulwesen nicht aufkommen ließ. Fast ausschließlich der religiösen Unterweisung dienen die 5454 Katechismusschulen mit 193.000 Schülern. In 1332 Elementarschulen werden 66.000 Schüler unterrichtet. Die 116 Hauptschulen weisen eine Schülerzahl von 13.000 auf, die 10 Mittelschulen werden von 2800 Schülern besucht. 8 Lehrerseminarien zählen 390 Kandidaten. Von den 17 Berufsschulen sind 16 für die weibliche Jugend bestimmt. Diese zählen 714 Schülerinnen. Die höhere Schulbildung liegt nahezu ausschließlich in Händen der St.-Pauls-Schwestern und der Schulbrüder. Ihre Hauptinstitute befinden sich in Pnom Penh, Saigon, Hué, Hanoi und Haiphong. Die Schulen stehen katholischen und heidnischen Kindern offen. In einigen Vikariaten fehlt noch jede höhere Schule.

Den katholischen Anstalten geben auch die Heiden bei weitem den Vorzug vor den staatlichen, d. h. religionslosen. „Das gehobene liberale Schulwesen hat arge statt gute Früchte gezeitigt . . . und sich einen Schwarm von unzufriedenen Hetzern ausgebrütet, die mehr Einbildung als Bildung besitzen“. Das gilt vor allem von der französischen staatlichen „Universität“ zu Hanoi.

Dem katholischen *Pressewesen* dienen acht Missionsdruckereien, die religiöse Bücher, Katechismen, Schulbücher und wissenschaftliche Werke in den einheimischen Sprachen, in Chinesisch und Französisch herausgeben. In diesen Druckereien erscheinen acht Zeitschriften mit einer Auflage von 23.000 Exemplaren.

Für die *soziale Fürsorge* bieten die immer wiederkehrenden Naturkatastrophen und Hungersnöte, besonders nach den jüngsten Revolutionen, den Missionaren ein weites Betätigungsfeld. Allerdings hemmt der Mangel an Mitteln eine großzügige Entfaltung. Eine katholische Arbeiterbewegung wurde durch den Krieg zum Stillstand gebracht. Als vortreffliches Mittel für die Stärkung der Position der Christen erwiesen sich die von der Mission eingerichteten Spar- und Darlehenskassen, mit denen in Kambodja begonnen wurde.

Die *caritative Tätigkeit* erstreckt sich auf eine nach den Wirren stärker anwachsende Waisenfürsorge. In den 190 Waisenanstalten finden 11.000 Waisen einen Ersatz für das verlorene Elternhaus. Viele Kinder werden auch in christlichen Familien untergebracht und adoptiert. Die 69 Missionsspitäler verfügen über 2375 Betten. Die Missionsapotheken und Ambulatorien wurden im letzten Berichtsjahr von mehr als 3 Millionen Kranken aufgesucht. Daneben unterhält die Mission 8 Entbindungsanstalten. In den 43 Altersheimen verbringen 3442 Männer und Frauen ihren Lebensabend. In Hinterindien tritt noch häufig der Aussatz auf. Die Mission schuf für diese Ärmsten der Armen 9 Aussätzigenheime, in denen 2368 Aussätzige, von der Welt abgeschlossen, ein menschenwürdiges Dasein in ihrem Leid finden. Von dem Ausmaß des Elends und Hungers, verursacht durch innere Wirren, zeugt die Tatsache, daß 1945 allein im Apostolischen Vikariat Phat-Diem 70.000 Flüchtlinge ankamen und 1½ Millionen meist bis zum Skelett abgemagerte Waisenkinder ohne Unterkunft und Nahrung sind. Die Mission leistet hier schier Unglaubliches. 1945 verpflegte sie durchschnittlich täglich 50.000 Unglückliche, und 4600 Kinder wurden in die Anstalten der Mission aufgenommen. Alle caritativen Einrichtungen sind im „Caritasbund“ zusammengeschlossen, dem 120.000 Katholiken

angehören. Von 1945 bis 1948 konnten 70 Millionen Francs an Bedürftige verteilt werden.

Die indochinesischen Missionen stehen heute am Abschluß einer Missionsepoche. Der *zweite Weltkrieg* brachte *tiefgreifende Erschütterungen*. Schon nach dem ersten Weltkrieg versuchten ausländische Emissäre in Indochina einzudringen und riefen lokale Unruhen hervor. Ihre Anhänger segelten unter der Flagge der Selbständigkeitsbewegung und zogen damit viele in ihren Bann. Eine eigene Nationalreligion, ein synkretistisches Gebilde aus allen Religionen, Do-Ko-Kai, wurde propagiert und konnte bisher schon mehrere Millionen Anhänger gewinnen.

Als am 9. März 1945 die Japaner die französischen Truppen überwältigt hatten, erklärten sie sofort die Unabhängigkeit des Landes und bildeten den unabhängigen Staat Vietnam, der Tongking, Annam und Cochinchina umfaßt. Die französische Regierung kam der Freiheitsbewegung entgegen und anerkannte Tongking und Annam als unabhängige Republik Vietnam. Mit Cochinchina und Kambodja sollte sie der französischen Union angegliedert werden. Die Patrioten schlossen sich 1945 in einer Freiheitspartei unter dem Namen „Viet-Nam-Cach-Manh-Dog-Minh = Revolutionärer Bund des Südvölker“ zusammen. (Die erste und letzte Silbe des Namen: Viet-Minh werden als Abkürzung allgemein gebraucht.) Als sich die kommunistische Partei auflöste, schlossen sich der Viet-Minh auch die Katholiken an, weil sie die Autonomie des Landes erstrebten und nicht in den Verdacht vaterlandsfeindlicher Einstellung kommen wollten. Denn sie waren durch die enge Verknüpfung der Mission mit der französischen Kolonialmacht bei den nichtkatholischen Bevölkerungsschichten ohnehin antinationaler Gesinnung verdächtig. Als nach der Niederlage Japans französische Truppen in Indochina landeten, wurde die Lage noch verworrener. In der Viet-Minh trat aber der nationale Gedanke immer mehr zurück, und sie zeigte schon bald ein ganz kommunistisches Gepräge. Führer der Bewegung wurde Präsident Hocht-Minh. Parteiinteressen gewannen den Vorrang über Landesinteressen. So machte bei den Katholiken die anfängliche Begeisterung einer reservierten Haltung Platz, der eine feindselige Stellungnahme der Vieth-Minh zu Katholiken und Mission folgte. Plünderungen, Brandschatzungen, Verschleppungen, Ermordungen von Bischöfen, Priestern und Christen, Zerstörungen von Kirchen, grausige Quälereien der Verhafteten folgten in ununterbrochener Kette. So stehen in den jetzigen Wirren drei Mächte einander gegenüber: der Nationalismus, der Kommunismus und die französische Kolonialherrschaft. Frankreichs Versuch, durch das Abkommen

vom 5. Juni 1948 in Bay d'Along eine wenigstens vorläufige Regelung der Verhältnisse und eine Befriedung zu erzielen, scheiterte am Widerstand der Viet-Minh, die jede Verhandlung mit dem „ehemaligen Bedrucker“ ablehnt. Zwischen den von der Viet-Minh beherrschten Gebieten und der französischen Zone ist ein eiserner Vorhang gezogen, der in der Linie: Moncay—Langson—Cao Bang — Bac Nan—Haiphong verläuft. Von den acht bis neun Millionen Bewohnern Vietnams stehen nur zwei Millionen unter französischer Kontrolle. Die Lage der französischen Missionare und Katholiken ist daher unsicher. Von den 120 Pfarreien der Apostolischen Vikariate Hanoi und Nam-Dinh liegen nur zirka 20 im freien Sektor. Außer in den beiden Städten können nur drei oder vier Landpfarreien frei arbeiten. 108 Christendörfer, 37 Kirchen und Kapellen, 18 Pfarrhäuser, 11 Schulen, 4 Kinderanstalten und 1 Hospital wurden in den beiden Vikariaten zerstört. Auch in den Vikariaten der spanischen Dominikaner ist das Schicksal der Mission und der Christen kein anderes. Noch jüngstens (3. Februar 1949) wurden dort bei einem Überfall auf ein christliches Dorf 30 Tote und 100 Verwundete gezählt. Zwölf spanische Dominikaner von Thai-Binh werden seit November 1948 vermißt. Der Umfang der Opfer und Schäden ist noch nicht übersehbar.

Aber auch im freien Gebiet des Vietnam vollziehen sich große Veränderungen, besonders auf dem Gebiet des Unterrichtswesens. Vietnam wurde als Unterrichtssprache und Französisch, das bisher in allen Schulen obligatorisch gelehrt wurde, als erste lebende Fremdsprache von den Sekundärschulen aufwärts angeordnet. In den Primär- und Elementarschulen wurde die vormilitärische Erziehung eingeführt. Der Buddhismus gilt als Nationalreligion, andere Religionen werden geduldet. Damit hat sich auch hier die Situation der Kirche wesentlich verschlechtert.

Ob die Rückkehr des Kaisers von Annam, Dao Bai, aus der Verbannung (April 1949) eine wesentliche Änderung der Lage herbeiführen kann, ist zweifelhaft. Jedenfalls verlangt er größere Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit seines Landes.

Wird die Kirche Indochinas dem neuen Sturm gewachsen sein? Zu hoffnungsvollem Ja berechtigen uns wohl die hunderttausend Opfer für die Kirche. Aber dabei dürfen wir nicht die *Mängel* übersehen, die nun einmal bestehen und die aus den Verhältnissen zwangsläufig geworden sind. Als erster ist wohl die ungenügende Ausbildung und Autorität der einheimischen Priester zu nennen. Vor allem fehlt ihnen eine tiefergehende Theologie und Kenntnis der Methodik der modernen Seelsorge, so daß nur wenige für die Leitung eines Vikariats in Frage kommen. Ebenso

bitter ist das Fehlen einer gebildeten Laienelite. Als es sich darum handelte, katholische Männer für die neue Regierung zu stellen, konnten keine namhaft gemacht werden.

Die geringe Zahl der Katechumenen zeigt auch, daß der Zuwachs an Christen weithin auf natürliche Fortpflanzung zurückzuführen und der Stand seit Jahren mehr oder weniger unverändert ist. Dies hat seinen Grund in der fast restlosen Beanspruchung der Priester durch die Seelsorge der Christen. Wenn auf einen Priester rund neunhundert Christen kommen, so darf man nicht übersehen, daß die Gläubigen in vielen Gebieten über weit ausgedehntes Land zerstreut, in vielen kleinen Gemeinden leben. Die europäischen Missionare versehen vor allem die Stationen im Inneren des Landes, und damit fällt ihnen sicherlich nicht die leichtere Arbeit zu.

Dabei leiden die Missionen unter einem verminderten Nachschub aus der Heimat. Seit 1930 wird ihre Zahl immer geringer (1930: 425, 1939: 398). Die Missionare des Pariser Seminars sind besonders hart betroffen. Während 1912 noch 380 seiner Priester in Indochina wirkten, waren es 1939 nur noch 274. Infolge des schwachen Nachschubs an Kräften ist der europäische Klerus zum guten Teil überaltert. Es gehört in die Heldengeschichte der Kirche, daß 70jährige Glaubensboten Missionsarbeit leisten, die selbst für eine junge Kraft zuviel wäre. Deshalb ist es zu begrüßen, daß durch den Einatz der Oblaten der Unbefleckt Empfangenen 1938 eine Art Missionsmonopol durchbrochen wurde. Das bitterste Kreuz in Indochina ist heute der Mangel an ausreichendem jungem, stoßkräftigem missionarischem Nachwuchs aus christlichen Ländern gerade am Wendepunkt der Geschichte dieses Landes. Die politische Entwicklung wird die Frage entscheiden, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen in Zukunft fremde Missionskräfte hier wirken können. Pius XI. hat Indochina die „älteste Tochter der Kirche des Ostens“ genannt. Sie hat sich bewährt in vielen Stürmen. Sie wird auch diese Periode der Umwälzung überstehen.

III. Siam

Siam (Thailand, Thai = frei, unabhängig) ist ein unabhängiges Königreich, das schon dem Völkerbund in Genf als ursprüngliches Mitglied angehörte. Es hat eine Größe von 518.162 Quadratkilometern und rund 12 Millionen Bewohner. Von den Japanern wurde 1944 vom französischen Laos-Gebiet das Thare-Gebiet an Siam abgegliedert. Die siamesische Regierung verhandelt noch mit Frankreich um Abtretung eines Teils des nördlichen Kambodja, das sind jene Gebiete, die Frankreich in der

Zeit seiner kolonialen Ausdehnung von Siam seinen hinterindischen Besitzungen eingefügt hatte.

Das Land huldigt dem Buddhismus. Seine Stärke verkünden 16.500 Tempel, während die katholische Kirche nur über 27 Kirchen und 56 Kapellen verfügt. 116 katholische Priester stehen 133.000 Bonzen gegenüber. Die Zahl der Bonzen in Siam ist dreimal so groß wie die Gesamtzahl der Katholiken dieses Landes!

Die Geschichte der katholischen Mission reicht in das 17. Jahrhundert zurück. Die ersten Missionare waren Franziskaner, Jesuiten und Augustiner. Siam ist durch seinen Handel mit anderen Ländern zur Toleranz erzogen. Während der indochinesischen Verfolgungen diente es als Zufluchtsort und Stützpunkt der ganzen hinterindischen Mission. 1673 wurde Siam dem Pariser Seminar anvertraut. Die französische Kolonialpolitik hat auch hier schwere Rückschläge gebracht und die Mission kompromittiert. Den schwersten Schlag jedoch erlitt die Mission durch den Sieg der Birmanen über Siam (1765), der die Mission nahezu vernichtete. Von den 13.000 Christen blieben nur rund 1000 übrig. 1800 war Bischof Florens der einzige Missionar in Siam.

Jahrzehnte ruhte alle Missionsarbeit. Erst durch einen freundschaftlichen siamesisch-französischen Handelsvertrag (1856) wurde auch die Missionsfreiheit gesichert. Aber erst das Jahr 1909 brachte die volle Gleichberechtigung der Katholiken, wodurch auch die katholischen Beamten von der Verpflichtung der Teilnahme an buddhistischen Kulthandlungen befreit wurden.

Nach den letzten Berichten zählt die Mission 50.298 Katholiken und 642 Katechumenen. Der Hauptstock der Christen wohnt in Bangkok und Umgebung. Die nördlichste Station ist Pak Nampo am Menamstrom. Kirchlich ist Siam heute gegliedert in drei Apostolische Vikariate: Bangkok, Rajaburi (1930) und Chantaburi (1944). Ursprünglich bildete Siam nur ein Vikariat (A. V. Siam). 1930 wurde der langgestreckte, längs des Golfs von Siam gelegene Teil der Halbinsel Malakka abgetrennt und den Salesianern Don Boscos übertragen (1941: Apostolisches Vikariat). 1944 zweigte der Apostolische Stuhl das Apostolische Vikariat Chantaburi von Bangkok ab und übertrug es dem einheimischen Klerus. An seiner Spitze steht Bischof Jakob Ludwig Cheng. Chantaburi, die alte Pfefferstadt, ist eine alte katholische Gemeinde, die seit 1767 besteht. Die Hälfte der Bewohner dieser Stadt ist katholisch (6000).

Die Missionsposten im Nordosten gehören zum Apostolischen Vikariat Laos (Französisch-Indochina). Bei der Angliederung des Thaire-Gebiets an Siam kamen auch 13.000 Katholiken unter siamesische Herrschaft. Sofort setzte eine schwere Verfolgung

von seiten der Buddhisten ein. Bischof Mazoyer und die Missionare wurden verbannt, die Bischofskirche wurde zerstört, vier junge Leute, die sich weigerten, abzufallen, zwei einheimische Schwestern und ein Katechist wurden ermordet. Am 25. Mai 1940 kehrte der Bischof im Flugzeug durch Fallschirmabsprung in sein Gebiet zurück.

Das Apostolische Vikariat Bangkok umschließt den weitaus größten Teil der Missionsunternehmungen. Für die verschiedenen Volksgruppen, Siamesen, Chinesen, Annamiten und Kambodjaner, bestehen eigene Pfarrkirchen in der Hauptstadt. Hier genießt die Mittelschule der Schulbrüder vom hl. Gabriel das größte Ansehen.

Von der Kirche in Siam bietet die letzte Statistik (1948) ein eindrucksvolles Gesamtbild: Priester 116 (davon 63 einheimische), Brüder 60 (6 einheimische), Schwestern 256 (183 einheimische), Katechisten 25, Lehrer und Lehrerinnen 258. Das Missionsschulwesen umfaßt: 20 Katechismusschulen (1602 Schüler), 80 Elementarschulen (6385 Schüler), 16 Mittelschulen (4351 Schüler), 1 Lehrerseminar. Die Missionsschulen müssen Tausende von Schülern abweisen, da sie überfüllt sind. Die caritative Tätigkeit konzentriert sich auf 4 Hospitäler, 2 Apotheken, 14 Waisenhäuser, 1 Altersheim. In zwei Druckereien erscheinen unter anderem 11 Zeitschriften mit 12.000 Abonnenten.

Im Kriege war die Missionsarbeit eingeschränkt. Während aber die Nachbarländer dem Zugriff der Kommunisten ausgesetzt sind, herrscht in Siam verhältnismäßig Ruhe. Einzelne Revolten, von chinesischen Elementen angezettelt (in Siam leben 350.000 Chinesen), konnten leicht niedergehalten werden. Der Reichtum des Landes an Bodenschätzen bietet allen Bewohnern genügend Erwerbsmöglichkeit. Dazu besitzt Siam ein wohl organisiertes Heer. Die Erklärung der Gewissensfreiheit hat zur Festigung der innerpolitischen Lage wesentlich beigetragen.

Der Kommunismus wurde 1948 als antimonarchische und antireligiöse Bewegung gesetzlich verboten, ohne daß dadurch seine Propaganda lahmgelegt werden konnte. Gleichzeitig wurde auch die Religionsfreiheit erklärt und für alle Schulen der Religionsunterricht als Pflichtfach eingeführt. Das bedeutet für den Buddhismus eine erneute Verstärkung seiner Position, da jeder buddhistische siamesische Knabe eine Zeitlang in einer Pagode zubringen muß. Damit wird aber auch der Religionsunterricht in den Missionsschulen Pflichtfach und erweitert so wesentlich die Einflußsphäre der Kirche.

Das schwerste Kreuz ist auch hier der Priestermangel, der keine intensive Heidenmissionierung ermöglicht. (648 Katechumenen!) Seit 1945 wurden nur fünf einheimische Priester ge-

weiht. Das Pariser Seminar konnte nur sieben neue Kräfte entsenden. Von 1940 bis 1945 stand das Kleine Seminar leer. Vor sieben bis acht Jahren sind hier keine einheimischen Priester zu erwarten.

IV. Birma

Die ersten Missionsversuche in Birma gehen auf den Franziskaner Petrus Bonfer (1554—1556) zurück. Aber erst Ende des 16. Jahrhunderts konnten Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten auf breiterer Basis die Mission begründen. Ihr Werk brach jedoch nach wenigen Jahrzehnten in blutigen Unterdrückungen zusammen. Auch die ersten beiden Missionare des Pariser Seminars fielen als Opfer ihres Berufes (1692). Alle Bemühungen der Propaganda, die Mission in Birma in Gang zu bringen, scheiterten, bis England nach dem zweiten englisch-birmanischen Krieg (1852) die Missionsfreiheit sicherte. Die organisierte Missionsarbeit begann erst, als 1870 Birma, das bis dahin den angrenzenden Missionsbezirken eingegliedert war, in drei Apostolische Vikariate: Nord-, Süd- und Ostbirma, geteilt wurde, und das Pariser und Mailänder Seminar hier einsetzten. Heute ist Birma in drei Apostolische Vikariate und drei Apostolische Präfekturen geteilt. Seit 1940 wird das Gebiet der Apostolischen Präfektur Akyab, das den schmalen Küstenstreifen am Golf von Bengalen umfaßt, bis dahin mit Vorderindien verbunden war und zur Diözese Chittagong gehörte, kirchlich und politisch zu Birma gerechnet. 1927 wurde Ostbirma in das Apostolische Vikariat Toungoo und die Apostolische Präfektur Kengtung geteilt. Beide Gebiete unterstehen dem Mailänder Seminar. 1939 wurde von Nordbirma (Apostolisches Vikariat Mandalay) der nördliche Teil als Apostolische Präfektur Bharno abgezweigt und den Missionaren des hl. Columban anvertraut.

Birma hat eine Größe von 605.000 km² und eine Bevölkerungsziffer von 17 Millionen. 12 Millionen sind Birmanen. Völkische Minderheiten bilden die Karen (2 Millionen), die Shan in Ostbirma (1 Million), die Chin, Kachin, Padaung, Chinesen, Indobirmanen, Eurasier und Europäer. 70 Prozent der Bevölkerung sprechen birmanisch. Volksreligion ist der Buddhismus. Entgegen Indochina, das keine merkwürdige protestantische Konkurrenz spürt, haben die Protestanten in Birma ein ausgedehntes Missionswerk aufgebaut. Sie zählen 200.000 Anhänger, von denen 150.000 im Apostolischen Vikariat Toungoo leben. Verhältnismäßig stark ist auch der Islam vertreten (700.000). Die größten mohammedanischen Gruppen verzeichnen die Apostolische Präfektur Akyab (260.000), das Apostolische Vikariat Südbirma (200.000) und das Apostolische Vikariat Toungoo (100.000).

Die katholische Kirche zählt 139.293 Getaufte und 17.000 Katechumenen. Von den Katechumenen gehören 11.000 dem Apostolischen Vikariate Kengtung und dem Apostolischen Vikariate Bhamo an, während Südbirma, die Wiege der birmanischen Kirche, bei 80.000 Getauften nur 928 Taufbewerber zählt. Der einheimische Klerus (77) steht zahlenmäßig hinter den europäischen Missionaren (128) zurück. Er setzt sich aus Angehörigen verschiedener asiatischer Völker zusammen, aus Birmanen, Indern, Anglo-Indern und Chinesen; ebenso die einheimischen Schwestern, die mit den 250 europäischen Hand in Hand arbeiten. Die 371 Missionsschulen aller Art buchen 8540 Schüler. Unter den caritativen Werken sind hervorzuheben: 9 Spitäler, 181 Waisenhäuser und 5 Aussätzigenheime. Die größte Leproserie von Mandalay, für deren Auf- und Ausbau die österreichischen Katholiken große Gaben gewidmet haben, ist das Werk des österreichischen Aussätzigen-Apostels P. Wehinger.

Unter den Kriegsauswirkungen haben die birmanischen Missionen schwer gelitten. Mandalay, die heilige Stadt des Buddhismus, ging am Karfreitag 1942 bei einem japanischen Bombenangriff in Flammen auf. Die katholische Kathedrale und alle Zentralanstalten der Mission brannten nieder. Die Stadt Kengtung wurde mit allen Missionsgebäuden eingeäschert. Alle Stationen dieses Vikariats wurden vernichtet. In Toungoo wurde alles, Kirche, Schulen und Seminar, restlos zerstört. Die Stationen auf dem Lande wurden dem Erdboden gleichgemacht oder schwer beschädigt. Dreißig italienische Missionare wurden in Vorderindien interniert. Als Japan die Shan-Staaten (Toungoo und Kengtung) an Siam abtrat, erreichte die Verwirrung ihren Höhepunkt.

Mit der endgültigen Besitznahme Birmas durch England (1923) entstand unter den Birmanen eine Unabhängigkeitsbewegung, die schon bald in die Hände radikaler Führer geriet. England hatte an Birma wegen seines Reichtums (Gold, Rubinen, Erdöl, Reis, Holz) und seiner wichtigen Lage (Birmastraße) großes Interesse. Mit der Verselbständigung Vorderindiens war auch die Birmas gegeben. Sie wurde am 8. Jänner 1948 proklamiert. Damit stürzte das Land in schwere innere Wirren. Die politischen Parteien, zum größten Teil marxistisch orientiert, bekämpfen einander. Die Kommunisten sind in zwei Lager gespalten. Das eine ist nach Moskau ausgerichtet, das andere orientiert sich mehr nach den national-kommunistischen Ideen Mao-tse-tungs (China). Die Karen verbanden sich mit diesen und erhoben sich im Jänner 1949 gegen die Regierung Thakin-Nus. Sie beherrschen Nordbirma und haben sich im

Irawadi-Delta festgesetzt, womit sie die wichtigsten Bahnlinien beherrschen. Die Nachbarstaaten versuchen, die innere Ruhe zu festigen, um die für Malakka, Indien und Ceylon lebenswichtige Ausfuhr von Reis zu sichern. Die Unruhen hängen mit der vom Kommunisten-Kongreß in Kalkutta (März 1948) proklamierten Generaloffensive des Kommunismus in Südostasien zusammen. Jüngstens hat ein hervorragender Kenner der Verhältnisse das Birma von heute folgendermaßen charakterisiert: „Eine unvorhergesehene Unabhängigkeit, ein Staat ohne Erfahrung, eine Regierung, der zur Stärke Wissen und Fähigkeit fehlen; alles auf einem ungeheuer schwachen Gerüst aufgebaut, das ist das heutige Birma.“

Die innere Unruhe Birmas unterbindet die Missionsarbeit. Die Unsicherheit auf dem Lande rief unter den Einheimischen eine wahre Landflucht hervor und 15.000 anglobirmanische Katholiken sind ausgewandert. Dadurch sind viele Gemeinden vollständig aufgelöst. Kirchen, Missionsschulen und -stationen sind entvölkert, und ein beträchtlicher Teil der Gläubigen in den Unruhegebieten ist sich selbst überlassen. Die Einreise katholischer Missionare von auswärts wird nur unter größten Schwierigkeiten gestattet. So steht auch in Birma die katholische Kirche in entscheidender Stunde.

V. *Malakka*

Malesien, das die Diözese Malakka umfaßt, besteht aus den Straits-Settlements (Britische Kronkolonie), dem Malaiischen Staatenbund (Britische Schutzherrschaft) und den dem Bunde nicht angeschlossenen Malaiischen Staaten. Die geographische Lage der Halbinsel als Schnittpunkt des Völker- und Handelsverkehrs bedingt naturgemäß ein starkes ethnisches Gemisch: Inder, Malaien, Chinesen, Japaner, Juden. Ebenso bunt ist die Religionskarte. Die Malaien (2.2 Millionen) sind Mohammedaner, die Inder Hindus, die Chinesen Konfuzianer, die Stämme des Innern Animisten, die Stammbevölkerung (2 Millionen) Buddhisten. Malakka hat einen Flächenraum von 134.773 km² und rund 4½ Millionen Bewohner.

Die Stadt Malakka war Stützpunkt der Missionsunternehmungen des 16. und 17. Jahrhunderts für alle ostasiatischen Glaubensboten. 1567 wurde sie Bistum. Das Hinterland blieb aber von der Missionierung unberührt. Die Eroberung Malakkas durch die Holländer (1641) zerstörte Stadt und Mission. Erst 1888 wurde die Diözese mit dem Bischofssitz in Singapur neu errichtet und dem Pariser Seminar anvertraut. In der Zwischenzeit war Malakka dem Apostolischen Vikariat Siam angegliedert.

Die völkische Zusammensetzung des einheimischen Klerus und der Missionsschwester spiegelt das bunte Völkerbild Malakkas wider. Von allen Missionsunternehmungen ist das Mittelschulwesen am günstigsten ausgebaut (19 Anstalten mit 1500 Schülern). Die katholische Presse ist mit fünf Zeitschriften (5000 Abonnenten) vertreten. Nur langsam wächst die Kirche (1939: Zuwachs 1141). Die Zahl der Katholiken beträgt 82.470. Die Eroberung Singapurs und die Besetzung des Landes durch Japan haben der Missionsarbeit große Schäden zugefügt. Die Mission befindet sich im Zeichen des Aufbaues.

Als Ganzes gesehen, steht die Kirche Hinterindiens vor großen Entscheidungen. Sie muß sich den berechtigten Selbstständigkeitsforderungen dieser Länder zukunftsmutig in äußerlicher und innerlicher katholischer Weite anpassen und einheimische Volkskirchen schaffen. Die Bitte der vier einheimischen Bischöfe Hinterindiens an die katholische Welt (1945) um Segen und Gebet für eine wahre Unabhängigkeit ihrer Länder und freie, begnadete Ausbreitung des Reiches Gottes auf diesem mit Märtyrerblut getränkten Boden darf bei uns nicht ungehört verhallen.

Aus der Weltkirche

Von Prof. Dr. Joh. Peter Fischbach, Luxemburg

I. Die Bulle „*Jubilaeum maximum*“

Am Feste der Himmelfahrt Christi — 26. Mai 1949 — wurde in Rom das Heilige Jahr 1950 feierlich ausgerufen. Die Jubiläumsbulle wurde vormittags zunächst in der Vorhalle des Petersdomes und anschließend in der Paulusbasilika verlesen. Derselbe Ritus wiederholte sich nachmittags in Sankt Johann im Lateran und in Maria Maggiore. Pius XII. hatte im Thronsaal des Vatikans eigenhändig die kunstvoll auf Pergament geschriebene Bulle dem Dekan der Apostolischen Protonotare überreicht und zugleich in einer kurzen Ansprache die Grundidee des kommenden Heiligen Jahres dargelegt: „Laßt uns in Demut der göttlichen Vorsehung danken, die nach den schauerlichen Begebenheiten, welche die Erde während des zweiten Weltkrieges und in den Nachkriegsjahren erschütterten, der Menschheit eine gewisse Besserung der allgemeinen Lage schenkte, so daß es Uns möglich wurde, zur feierlichen Veröffentlichung der Bulle zu schreiten, die das Heilige Jahr ansagt. Trotzdem ist es wegen der Sünden der Menschen unmöglich, das bevorstehende Jubeljahr in einem Zustand endgültiger und allgemeiner Ruhe zu beginnen. Noch ist nicht jede drohende Unsicherheit behoben. Es mögen deshalb die Gläubigen beten und Buße tun, um so der göttlichen Gerechtigkeit Genugtuung zu leisten und der Menschheit jene wahre Eintracht der Herzen und jenen echten Frieden zu erlangen, den Gott allein gewähren kann.“

Der Hauptzweck des Jubeljahres liegt nicht in der Pilgerfahrt nach Rom, obschon Pius XII. auch hierzu wärmstens einlädt, und noch weniger wird er erreicht durch bloße touristische Ausflüge nach der an Erinnerungen und Kunstschatzen ungemein reichen Ewigen Stadt. Gemäß der Absicht des Papstes ist das Heilige Jahr dazu bestimmt, eine eindrucksvolle Periode wirklicher und auf allen Gebieten wirksamer christlicher Erneuerung zu sein. Die gesamte Christenheit muß in den Geist dieser Jubelfeier eindringen und durch ein intensives christliches Leben mitmachen. Gerade der Seelsorge werden hier wesentliche Aufgaben gestellt. Die Sonntagsruhe erlaubt dem Menschen nach der Hast und Last der Arbeitswoche eine Besinnung auf das Höhere, und ähnlich will das periodisch wiederkehrende Heilige Jahr im Laufe der oft auf Irrwegen ächzenden geschichtlichen Entwicklung eine längere Periode der Einkehr und Umkehr, des Kräftesammeln und des tiefchristlichen Lebensimpulses sein. Ein Heiliges Jahr ist etwas durchaus Religiöses; eine Quelle wird gefaßt, aus der sich die Welt im christlichen Geiste und durch Gottes Gnade harmonisch und friedvoll erneuert.

Die Bulle vom 26. Mai beginnt mit den Worten „Jubilaeum maximum“ und formuliert sofort den Zweck des Heiligen Jahres, „alle Christen nicht nur zur Sühne für ihre Sünden und zur Besserung des Lebens, sondern auch zum Streben nach Tugend und Heiligkeit aufzurufen“. — „Wenn die Menschen diese Stimme der Kirche hören und sich vom Irdischen und Vergänglichen zum Ewigen und Bleibenden hinwenden, dann werden wir zweifelsohne jene heißersehnte Erneuerung der Geister erleben, die sowohl das private, als auch das öffentliche Tun mit christlicher Gesittung und christlichem Atemhauch durchtränkt. Wenn die richtige Lebensauffassung sich der Geister bemächtigt und sie wirklich und wirksam lenkt, dann wird notwendigerweise eine neue Kraft und ein neuer Impuls das ganze Gefüge der menschlichen Gesellschaft berühren und durchfluten und sie zu einer besseren und glücklicheren Ordnung der Verhältnisse hinführen. Nun ist es heute mehr denn je notwendig, alles in der Wahrheit und Kraft des Evangeliums umzugestalten.“ Selbst die bestgesinnte Menschenanstrengung ist einer solchen Aufgabe ohne Gottes Gnadenbeistand nicht gewachsen. Den Bischöfen und dem Klerus legt der Papst ans Herz, die Gläubigen für die hohen Ziele des Heiligen Jahres zu begeistern.

Das Jubiläum wird von Weihnachten 1949 bis Weihnachten 1950 abgehalten. Die Bulle gibt ausführlich die Bedingungen an, unter denen der Jubiläumsablaß gewonnen werden kann. Eingehend wird die „Meinung des Heiligen Vaters“ erläutert. Wir sollen beten: 1. für die Rückkehr der Menschen zu Christus auf dem Wege des Gebetes, der Buße, der Sittenbesserung und Lebensheiligung; 2. für die Reinerhaltung der Treue zum Erlöser und zur Kirche; 3. für den Schutz der Rechte unserer Kirche; 4. für die Einheit der Menschen im Glauben und die Erleuchtung der Gottesfeinde; 5. für die Herstellung eines gerechten und gesicherten Friedens in der ganzen Welt und besonders in Palästina; 6. für Gerechtigkeit und Brüderlichkeit innerhalb der Völker, damit Haß und Zwietracht schwinden; 7. für die Bedürftigen, damit sie lohnende Arbeit und werktätige Hilfe erlangen. — Zum

Gebete müssen sich christlicher Friedensgeist, christlicher Mut, christliche Hilfsbereitschaft und christliche Lebensführung gesellen.

In den letzten Absätzen der Bulle spricht Pius XII. die Erwartung aus, daß im Jubeljahr zahlreiche Pilger in wahrhaft gläubiger Gesinnung nach Rom kommen. Der Glaubensgeist kann als Triebfeder nicht versagen. Darum muß die Romreise im Heiligen Jahre eine echte Wallfahrt sein. Nur unter dieser Voraussetzung wird das Jubiläum segensreiche Früchte zeitigen.

II. Das religiöse Lehramt des Papstes

Zu den Entscheidungen des *Parlamentarischen Rates in Bonn* äußerte sich Pius XII. mißbilligend in einem *Brief an Kardinal Frings*: „Mit Befremden haben Wir Kenntnis davon genommen, mit welch nichtssagenden Begründungen die Wortführer der Gegenseite sich mühten, der gläubigen katholischen und christlichen Bevölkerung Deutschlands selbst jene Rechte einzuengen, die als Ergebnis jahrzehntelanger Kämpfe verdient hätten, von allen als gesicherter Besitzstand anerkannt zu werden. — Nichts würde Uns, die Wir dem deutschen Volke auch in seinem gegenwärtigen Unglück und seiner Erniedrigung mit stets gleicher Liebe zugetan sind und es möglichst bald wieder als geachtetes gesundes und leistungsstarkes Glied in einer friedlichen Völkergemeinschaft sehen möchten, tiefer schmerzen, als Zeuge sein zu müssen, daß gewisse Kreise dieses Volkes der Neuordnung ihres Staatswesens einen kulturellen Unterbau geben, der sie ungewollt und unbewußt zu Nachahmern eines zusammengebrochenen Staatssystems machte, eines Staatssystems, das neben vielen anderen unrühmlichen Kennzeichen auch das der planmäßigen Mißachtung naturgegebener religiöser Rechte und offenkundiger Vertragsuntreue an seiner Stirn trug.“

Es war zweifelsohne für Kardinal von Preysing und die Teilnehmer am *Berliner Katholikentag* eine besondere Freude, als der Heilige Vater am 17. Juli sein anspornendes und tröstendes Wort über den Rundfunk an sie richtete. Noch immer ist der frühere Nuntius zutiefst erschüttert über das furchtbare materielle und moralische Leid, das die deutsche Hauptstadt getroffen hat: „Wenn ihr heute den Blick über ihre unabsehbaren Ruinenfelder schweifen läßt, ist sie da nicht, die einst himmelstürmende Weltstadt, wie ein schreckvolles Mahnzeichen, in den Diesseitswerten nicht aufzugehen, in ihnen nicht das Letzte zu suchen? Es gibt nur ein Letztes: Gott und die restlose Hingabe an Gott.“ Der Papst kann nicht umhin, all denen, Priestern und Laien, zu danken, die in diesen schweren Zeiten den Beweis ihres echten Christentums lieferten. Aus den ergriffenen Worten des gemeinsamen Vaters spürt man es heraus, wie sehr es ihn schmerzt, daß er kein lichterles Bild der unmittelbaren Zukunft entwerfen kan: „Die Zukunft steht noch verschleiert und verhüllt vor euch. Legt sie in Gottes Hand und haltet euch selbst an ihn! Sie mag dann bringen, was sie will, immer wird sich eine göttliche Verheißung an euch erfüllen. Sie lautet: Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten (Röm 8, 28), alles, mag es auch noch so schwer erscheinen.“ Nur an einer ungemein starken christlichen Liebe kann unsere Welt der Not und Verarmung, des Hasses und der Entfremdung genesen: „Diese Liebe baut die

Familien auf und sichert die eheliche Treue. Sie macht das Denken wach und empfindsam für die Forderungen der sozialen Gerechtigkeit, die immer gegolten haben, heute aber dringender denn je Erfüllung heischen. Gemeinwesen und Staaten mögen in den Fundamenten des Weltalls verankert erscheinen; wenn sie nicht aufgebaut sind auf dem Glauben an Gott und nicht getragen werden von Menschen tiefer Gottesliebe, sind sie mit innerer Notwendigkeit dem Untergang geweiht.“

Zu Beginn Juli fand in Nancy der französische Eucharistische Nationalkongreß statt, zu dem der Papst den Kardinal Tisserant als seinen Legaten entsandte. Da Pius XII. mit Reden und Ansprachen überladen ist, mußten die französischen Katholiken diesmal auf das Wort des Stellvertreters Christi verzichten. Doch hatte er sich im voraus in einem Schreiben an Kardinal Tisserant belobigend darüber ausgesprochen, daß man als Kongreßthema das Studium der Liturgie-Enzyklika „*Mediator Dei et hominum*“ gewählt hatte. Eucharistie und Meßopfer sind der Mittelpunkt der christlichen Religion. Diese Wahrheit muß den Gläubigen mundgerecht gemacht werden. (Nebenbei sei bemerkt, daß Frankreich in den Nachkriegsjahren äußerst fruchtbar an liturgischen Initiativen ist. Es ist wirklich erfreulich, wie stark der Welt- und der Ordensklerus für diese Fragen sowohl nach ihrer theoretischen als auch nach ihrer praktischen Seite aufgeschlossen ist.)

Zweimal benutzte Pius XII. im Laufe des Sommers eine willkommene Gelegenheit, sich über den Rundfunk an die Katholiken Lateinamerikas zu wenden, die bis heute den Heiligen Stuhl und den lokalen Episkopat vor gewaltige und ungelöste seelsorgliche Probleme stellen. Mancherorts ist die seelsorgliche Not größer als in den eigentlichen Missionsländern. Ist etwa in Pfarreien, deren Ausdehnung einer kleinen Diözese gleichkommt, für einen einzigen Priester die pastorale Betreuung der ihm anvertrauten Gläubigen überhaupt noch ein Ding der Möglichkeit? Und muß nicht ein solcher Priester ein in jeder Beziehung außergewöhnlicher Mensch sein, um sein Priestertum in einer uns nicht bekannten geistigen und geistlichen Vereinsamung zu retten? Es ist deshalb nur zu begreiflich, daß der Papst diesen an und für sich gutgesinnten Katholiken oft ein besonderes Zeichen seines väterlichen Wohlwollens gibt. Pius XII. unterläßt es in keiner seiner Ansprachen an die südamerikanischen Katholiken, alle Ruhmesblätter aus der kirchlichen Vergangenheit dieser Staaten aufzuschlagen, und dieses Feingefühl des Stellvertreters Christi stärkt die Anhänglichkeit jener in ihrem Empfinden schlichten und spontanen Menschen an den Stuhl Petri.

Am 15. Mai war es der IV. Eucharistische Nationalkongreß Perus, der durch eine päpstliche Rundfunkrede beschlossen wurde. Den Vorsitz des Kongresses führte der Kardinal Guevara als Päpstlicher Legat. Der Heilige Vater sprach von der Eucharistie als dem Sakrament der Einheit. Zweifelsohne ein aktuelles religiöses Thema in einer Zeit allseitiger Zerrissenheit: „Innere Zerrissenheit des Menschen durch seine Trennung von Gott; Auflösung der Familie durch die Auflehnung der Kinder und das Fehlen ehelicher Liebe; Auflösung der Gesellschaft durch den Gegensatz der Klassen; Auflösung jeglicher Völkergemeinschaft,

da sich die Völker aus ungezähmter Sucht nach Reichtum und Macht befinden. In einem Wort: alles ist zerrissen, weil die Liebe fehlt. Die Eucharistie hat als unmittelbares und einziges Ziel die Liebe, wie der Englische Lehrer sagt: „Res autem huius sacramenti est caritas, non solum quantum ad habitum, sed etiam quantum ad actum“ (S. th. III, q. 79, a. 4 c.)!“ Was der Papst den Peruanern vor allem wünscht ist die Heiligung der *Familie*, die er durch die Angriffe auf die Unauflöslichkeit der Ehe gefährdet sieht; sodann die Standhaftigkeit im Glauben und eine hinreichende Zahl von gebildeten und heiligen, „vor allem heiligen“ Priestern.

Fünf Wochen später, am 19. Juni, wurde der zweite Eucharistische Nationalkongreß von *Ecuador* in Quito wiederum durch eine Radioansprache des Nachfolgers Petri, der durch seinen Nuntius vertreten war, abgeschlossen. Der Kongreß beging zugleich das 75. Anniversarium der am 25. März 1874 durch den Präsidenten Garcia Moreno vollzogenen Weihe Ecuadors an das Heiligste Herz Jesu. Deshalb war es dem Papste von selbst nahegelegt, über die Beziehungen zwischen Eucharistie und Herz-Jesu-Verehrung theologische Ausführungen zu machen: „Weder durch ihr Objekt noch durch ihr Motiv, noch durch ihren Zweck oder ihren Ursprung lassen sich diese beiden heilsamen Formen der Frömmigkeit miteinander verwechseln. Trotzdem weisen sie zahlreiche Berührungspunkte auf. Beide stellen uns denselben Herrn mit seiner unendlichen Liebe vor Augen. Die eine der zwei Andachten verehrt diese Liebe unter dem natürlichen Symbol des Herzens; die andere betet jenen Leib und jenes Blut an, in denen diese Liebe sich uns ganz schenkt. Beide besitzen den Vorzug, die intimsten Saiten der menschlichen Seele in Schwingung zu setzen, dieselben Gefühle zu erregen, da sie Ausflüsse derselben identischen Liebe sind. Liebet das Heiligste Herz Jesu, und ihr werdet euch getrieben fühlen, es dort zu suchen, wo es ist, nämlich in der Eucharistie! Beugt euch vor dem Gott der Tabernakel und ihr werdet getroffen durch jenen Strahl, der euch zum Göttlichen Herzen zieht, um Liebe mit Liebe zu vergelten! Kannte vielleicht jemand die Liebe zum Herzen Jesu, ohne daß er auch die Liebe zur Eucharistie gefühlt hätte? Noch mehr, war es nicht eben vor dem Tabernakel, wo die Herz-Jesu-Apostel ihr Verlangen entzündeten und ihre Sehnsucht stillten? Zwei Wünsche verzehrten den großen Apostel der Herz-Jesu-Verehrung, die hl. Margareta Maria, wie es von dem bezeugt wird, der die Geheimnisse ihrer Seele kannte: die hl. Kommunion und das Verlangen nach Leiden, nach Verachtung und Selbstverleugnung.“

Zwei *Heiligsprechungen* wurden in den Monaten Mai und Juni vorgenommen. Zunächst wurde am 15. Mai die selige *Johanna de Lestonnac* aus Südfrankreich, Witwe und Stifterin einer Schulschwesternkongregation (zu Beginn des 17. Jahrhunderts), kanonisiert. Es war eine Frau, die sozusagen alle Möglichkeiten eines christlichen Lebens ausgeschöpft hatte. Was uns nach den Worten des Papstes an einer solchen Heiligengestalt besonders ansprechen muß, ist jene „flagrantissima caritas, quae omnia vincit, quae omnia exsuperat, et quae una potest tot acerbis malis, quibus hominum conflictatur societas, verax ac validum praebere remedium.“ — Am 12. Juni, Sonntag Trinitas, war es sodann die

Italienerin *Maria-Josefa Rossello*, die Stifterin des Institutes der Töchter Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit. Ihr Wahlspruch lautete: „Manus indefatigabiles laborent, at mentes animique continenter ad Deum assurgant.“

Die Lage des *Religionsunterrichtes in Italien* bereitet dem Papste nicht geringe Sorge. In verschiedenen Punkten stellen sich die Probleme durchaus anders als in unseren Ländern. Die geistlichen Beiräte der Katholischen Aktion hatten den Katechismusunterricht zum Thema ihrer diesjährigen Studienwoche erwählt und fanden damit den vollen Beifall des Vatikans. Im Namen des Heiligen Vaters formulierte Msgr. Montini in einem längeren Schreiben eine Reihe von Richtlinien. Den Priestern wird dringend anempfohlen, sich für die Katechetentätigkeit auch durch ein gründliches Studium der Pädagogik vorzubereiten. Wohl überall erweist es sich als notwendig, eine bestimmte Zahl von befähigten Laienkräften heranzuziehen. Dadurch wird nicht allein ein etwaiger Priestermangel ausgeglichen, sondern es werden überhaupt seeleneifrige und apostolische Laien herangebildet, die immer besser für die religiöse Unterweisung ihrer Mitgläubigen geschult sind. In diesem Gedanken bekundet sich eine den Zeitverhältnissen abgelauschte seelsorgliche Klugheit. Überall können heutzutage Verhältnisse eintreten, die den Laien schwerwiegende Aufgaben zuweisen! Gemäß den Worten des Tridentinums ist der Religionsunterricht „*primum et maximum officium*“! Klarheit, Genauigkeit, Einfachheit, Kraft und Schönheit sind die Eigenschaften des guten Religionsunterrichtes. Lebensnahe und lebenswarm müssen die Wahrheiten des Glaubens bereits den Kindern erscheinen. Der Priester muß neben der Kenntnis der Wahrheit die Leichtigkeit des Ausdrucks besitzen, um seinen Stoff in konkreter Form und Sprache darzubieten. Für das Jahr 1950 ist durch die Konzilskongregation ein *Internationaler Katechetischer Kongreß* angesagt.

Ende Juli feierte in Rom die *Katholische Frauenaktion Italiens* den 40. Jahrestag ihrer Gründung. Am 24. Juli gewährte Papst Pius XII. eine große Audienz im Petersdom, wobei er folgende Gedanken ausführte: Die italienischen Frauen und Jungmädchen sind in diesen Jahrzehnten aus dem engen häuslichen Kreise herausgetreten; genau wie in anderen Ländern stehen sie heute im tätigen Berufsleben, sind sie gleichberechtigt und beteiligen sich an der Politik. Dieser neuen Stellung entsprechen neue Verpflichtungen. Die Hauptfragen, bei denen die katholischen Frauen mitarbeiten müssen, sind das Familien- und das Jugendproblem. Der Krieg trägt nicht die alleinige Schuld der Schwierigkeiten, die hier erwachsen sind. Die Wurzel des Übels steckt tiefer: „Sie liegt in jenem Phänomen, das mit einem Gesamtausdruck *Materialismus* genannt wird, d. h. Leugnung oder zum mindesten Vernachlässigung und Geringschätzung der Religion, des Christentums, des Gehorsams gegen Gott und sein Gesetz, des Glaubens an die Ewigkeit. Wie ein Pesthauch durchzieht der Materialismus immer stärker alle Bezirke des Lebens und zeitigt seine verderblichen Früchte in der Ehe, in der Familie und bei der Jugend. Das Urteil darüber, daß die Sittlichkeit bei vielen Jugendlichen beständig abnimmt, ist einmütig. Und zwar nicht bloß bei der Stadtjugend. Auf dem Lande ist der sittliche Abstieg beinahe

ebenso groß. Das Dorf hat sich vielen Verfallserscheinungen der Stadt erschlossen.“ Der Papst zählt sodann eine Reihe der vom „Materialismus“ benützten Propagandamittel sowie verschiedene seiner Äußerungen auf: Radio, Kino, schlechte Bücher, Illustrierte, Schauspiele, Tänze, zügelloses Strandleben, die alle für die Oberflächlichkeit und Sinnlichkeit der Jugend verantwortlich sind. (Pius XII. spricht nicht bloß von Italien.) „Aber an erster Stelle ist verantwortlich die Zersetzung der Ehe.“ (Italien wird vom Stellvertreter Christi zu den gesündesten Gegenden gerechnet.) „Wir wüßten nicht, für welche Ziele die Kirche am stärksten alle ihre Kräfte einsetzen sollte, wenn nicht für die Rettung der Familie und der Jugend.“ Auf drei Dinge lenkt der Papst die besondere Aufmerksamkeit der katholischen Frauen: 1. Alles, was eine gesunde Sozialpolitik zum Wohle der Familie und einer christlichen Jugend unternimmt, darf stets auf die wirksame Unterstützung der Kirche zählen. Alle Forderungen der sozialen Gerechtigkeit werden von der Kirche entschieden befürwortet. Wohnraum ist notwendig, vor allem für jene, die an Familiengründung denken. Nichts ist heute dringlicher. Wieviele müssen unter großen sittlichen Gefahren die Ehe aufschieben, weil sie kein Heim finden! Der Papst empfiehlt ferner alles, was die Katholische Aktion tut, um die jungen Mädchen praktisch und geistig auf das Familienleben vorzubereiten (Haushaltungskurse usw.). Hier fügte der Papst einige Worte hinzu, die sehr zu beherzigen sind, damit die Ehe- und Familienpropaganda nicht einem gewissen Naturalismus ver falle: „Vergesst jedoch nicht, daß zu den Berufen der Frau auch der Beruf zum Ordensstand gehört, der Stand des gottgeweihten jungfräulichen Lebens! Es ist dies heutzutage um so mehr zu beachten, da es geschehen kann, daß die Hochschätzung der apostolischen Tätigkeit in der Welt sich zuweilen mit einem kaum merklichen naturalisierten Schimmer färbt, der die Schönheit und wertvolle Fruchtbarkeit der Ganzhingabe des Herzens und der Seele an Gott verschleiert.“ Die Ordensfrauen sind zur Zeit in der Heimat und in den Missionsländern unersetzlich.

2. Doch die Sozialpolitik für sich allein genügt nicht, um die Familie zu retten; nicht selten ist ihr Zerfall noch stärker in den wirtschaftlich besser gestellten Klassen. Das Heilmittel ist die Neubelebung des Glaubens und das gute Beispiel der Eltern, unterstützt durch eine gediegene religiöse Erziehung der Kinder.

3. Diese religiös-sittliche Erziehung der Kinder ist jener Punkt, auf den der Papst immer wieder den Finger legt. „Die Jugend von heute ist nicht weniger als die von gestern bereit und geneigt, Gutes zu tun und Gott zu dienen, falls sie dazu erzogen wird.“ Erzieht diese Jugend zur Ehrlichkeit und Einfachheit! „Die Jugend muß es wieder lernen, sich zu beherrschen und freiwillige Verzicht zu leisten.“ Erzieht die Jugend zur Reinheit! Ein Rat und ein klärendes Wort sind auf diesem Gebiete zur rechten Zeit eine wertvolle Hilfe; aber nur eine auf das ganze Gebiet des menschlichen Lebens sich erstreckende Selbstbeherrschung wird dieses Problem lösen. Erzieht die Jugend zum Gehorsam und zur Ehrfurcht vor der Autorität, die in Gott verankert ist! Pius XII. weist mit Recht darauf hin, daß seine Worte bloß elementare Wahrheiten aussprechen, die leider zu oft vernachlässigt und

mißachtet werden, obschon das Heil nicht anders denn durch die Erfüllung dieser grundlegenden Forderungen kommt.

Wir brauchen an dieser Stelle nicht mehr eigens zu unterstreichen, daß man sich im Vatikan ununterbrochen und eingehend mit der kirchlichen Lage in *Ungarn* und in der *Tschechoslowakei* beschäftigt. Es sei der Vollständigkeit unseres Berichtes halber an das *Dekret des Hl. Offiziums vom 20. Juni* erinnert, durch welches die schismatische „Katholische Aktion“ in der Tschechoslowakei verurteilt wird. Wer ihr mit klarem Wissen und freiwillig beigetreten ist oder noch beitreten wird, und vor allem, wer sie fördert und propagiert, hat als Schismatiker und Apostat zu gelten und verfällt ipso facto der in Kanon 2314 vorgesehenen und dem Hl. Stuhle spezial reservierten Exkommunikation. Der „*Osservatore Romano*“ veröffentlichte dieses Dekret sofort am 20. Juni zugleich mit einem kurzen Kommentar.

Großes Aufsehen erregte ein zweites *Dekret des Hl. Offiziums vom 1. Juli*, das eine Antwort auf vier dem Hl. Offizium bezüglich der Zugehörigkeit zum und der Mitarbeit mit dem Kommunismus vorgelegte Fragen enthält. Im ersten Punkte erklärt besagtes Dekret, daß es nicht erlaubt ist, Mitglied von „kommunistischen Parteien“ (der Gebrauch der Mehrzahl ist wohl zu beachten) zu sein oder sie zu unterstützen. Es folgt die Begründung: „Der Kommunismus ist materialistisch und widerchristlich. Selbst wenn die kommunistischen Führer zuweilen mit Worten behaupten, daß sie die Religion nicht bekämpfen, sind sie trotzdem in der Tat, sei es durch ihre Lehre oder ihre Tätigkeit, Feinde Gottes, der wahren Religion und der Kirche Christi.“ Punkt zwei verbietet die Herausgabe, Verbreitung und Lektüre von Büchern, Zeitschriften, Zeitungen und Flugschriften, welche die Lehre oder die Tätigkeit des Kommunismus unterstützen. Es ist ferner verboten, in solchen Zeitungen und Zeitschriften irgendwie zu „schreiben“ (in eis scribere). Dies alles ist bereits im Kanon 1399 CIC. entschieden. Punkt drei erklärt, daß Christgläubige, welche sich der in den beiden ersten Punkten verpönten Handlungen schuldig machen, und zwar „mit klarem Wissen und freiwillig“, nicht zu den Sakramenten zugelassen werden dürfen, da ihnen die zum Empfang der Sakramente nötige Disposition fehlt. Die vierte Frage lautete: „Sind Christgläubige, die sich zur materialistischen und widerchristlichen Lehre der Kommunisten bekennen, und vor allem jene, die sie verteidigen oder verbreiten, ipso facto als Apostaten vom katholischen Glauben der dem Hl. Stuhle spezial reservierten Exkommunikation verfallen?“ Ganz knapp und ohne weitere Erklärung wird geantwortet: „Affirmative.“

III. Zur sozialen Frage

Pius XII. ist nicht der Ansicht, daß die Enzyklika „*Quadragesimo Anno*“ zum alten Eisen gehört. Er bedauert es lebhaft, daß die von seinem Vorgänger präkonisierte Lehre von der *berufsständischen Organisation* so wenig Anklang und Verständnis fand. So sagte er am 7. Mai den 400 Delegierten der in Rom tagenden 9. Konferenz des Internationalen Bundes der katholischen Unternehmerverbände: „Dieser Punkt der Enzyklika wurde die Zielscheibe heftiger Angriffe. Die einen witterten darin Konzessionen an zeitgenössische politische Strömungen, die anderen

fürchteten eine Rückkehr zum Mittelalter. Unvergleichlich klüger wäre es gewesen, die alten unhaltbaren Vorurteile fallen zu lassen und ehrlich und mit gutem Willen die Sache selbst in ihren reichen praktischen Möglichkeiten anzupacken. Heute dient uns dieser Teil der Enzyklika leider sozusagen als Beispiel einer günstigen Gelegenheit, die man sich entgehen läßt, weil man sie nicht rechtzeitig ergriff. Nachträglich plagt man sich in der Suche nach anderen Formen einer öffentlich-rechtlichen Organisation der sozialen Wirtschaft, und für den Augenblick genießen die Verstaatlichung und die Nationalisierung der Unternehmen die größte Gunst.“

Bei der Audienz, in deren Verlauf der Papst diese mahnenden Worte sprach, waren katholische Arbeitgeber aus folgenden Ländern zugegen: Belgien, Frankreich, Holland, Italien, England, Kanada, Deutschland, Österreich, Chile, Spanien, aus der Schweiz und den Vereinigten Staaten. Bei aller Anerkennung, die er zollt, ist Pius XII. nicht hundertprozentig mit der sozialen Tätigkeit des katholischen Patronats zufrieden. Er gibt zu, daß die Verwirklichung der christlichen Sozialdoktrin Zeit braucht, fordert jedoch zugleich größere Uneigennützigkeit und äußert unumwunden seine Meinung, daß die katholischen Länder sich großzügiger dem Sozialprogramm der Kirche erschließen müssen.

In der besagten Audienz behandelte der Heilige Vater das Verhältnis von Kapital und Arbeit oder besser von Unternehmer und Arbeitnehmer in einer wirklich geordneten Gesellschaft und Wirtschaft, sowie den Beitrag dieser beiden Faktoren zur Schaffung einer sozialen, d. h. auf das Allgemeinwohl gerichteten Volkswirtschaft. Zunächst hob er hervor, daß man endlich jenes verhängnisvolle Vorurteil überwinden müsse, das in Unternehmern und Arbeitnehmern nur zwei *gegensätzliche* Interessengruppen sieht, die um die Vorherrschaft auf dem Wirtschaftsgebiete kämpfen. Sind sie doch solidarisch zu einem gemeinsamen Werke verbunden. Ihre Tätigkeit ist *Zusammenarbeit* und ihre Interessen sind weithin gemeinsam, da schließlich alle, Unternehmer und Arbeiter, vom Gesamtertrag der Volkswirtschaft leben. Durch gemeinsame Arbeit sichern sie einerseits den Ertrag der Volkswirtschaft, und andererseits ist ihr Einkommen der ihnen zustehende Anteil an diesem Ertrag. (Ganzwirtschaftlich oder volkswirtschaftlich gesehen, gehört also der Arbeitslohn nicht zu den „Kosten“, sondern zu den Erträgen der Wirtschaft als der aus der Produktion den daran Beteiligten zufließende Teil des wirtschaftlichen Ertrages.)

Wo nun gemeinsame Interessen vorliegen, müßte man dieser Tatsache einen konkret-praktischen Ausdruck verleihen, indem man auch den Arbeitnehmer in gerechtem Maße als mitverantwortlichen Träger des volkswirtschaftlichen Geschehens zuläßt, besonders heute, wo die Kapitalknappheit und die Schwierigkeiten des internationalen Handels lähmend auf der Produktion lasten. Das führt zur Idee von der *berufsständischen Organisation*, die darin besteht, daß *alle* Mitglieder desselben Berufszweiges sich im Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung und der gemeinsamen Interessen in einer wirklichen *Berufsgemeinschaft* der Unternehmer und Arbeiter organisieren, die öffentlich-rechtliche Befugnisse erhalten muß, um die Wirtschaft fruchtbar auf das Allgemeinwohl auszurichten. Während Arbeitgeberverband

und Arbeitergewerkschaft den Unterschied der Interessen der beiden Parteien markieren und die gegensätzlichen Interessen verteidigen, sieht die Berufsgemeinschaft die höhere Interesseneinheit, welche *alle* an einem bestimmten Produktionsprozeß sowie an der gesamten Produktion Beteiligten verbindet. Es ist durchaus irrig zu behaupten, Arbeiter und Kapitalbesitzer seien gleichsam mit der Kraft eines Naturgesetzes auf die gegenseitige Bekämpfung hingeordnet. Wenn sie auch auf einer bestimmten Ebene ihre Spezialinteressen oppositionell ausfechten, so sind sie doch durch die höhere Einheit einer das Allgemeinwohl und mithin ebenfalls ihr Wohl erstrebenden Volkswirtschaft verbunden. Und diese Einheit muß das Fundament der künftigen sozialen Ordnung werden. Diese Gedanken finden wir bereits in zwei früheren Ansprachen des Papstes vom 11. März 1945 und vom 25. Jänner 1946.

Viele möchten das Heil und die gesunde Neuordnung der Wirtschaft einseitig in der Verstaatlichung oder in der Nationalisierung der Großunternehmen suchen. Wenn Pius XII. im Anschluß an „Quadragesimo Anno“ zugibt, daß die Verstaatlichung in einzelnen Fällen empfehlenswert sein kann, so warnt er doch entschieden vor dieser *Tendenz* und zeigt sich seit 1945 sehr kritisch und reserviert bezüglich der Verstaatlichung. Am 7. Mai unterstrich er wiederum, daß der Staat nicht dazu berufen ist, das private Recht aufzusaugen und daß die Wirtschaft eine lebendige Schöpfung der freien Initiative des Individuums ist. Wenn er sich dem öffentlichen Recht der Wirtschaft anpaßt, soll der Unternehmer und Eigentümer der Produktionsmittel stets „der Herr seiner wirtschaftlichen Entschlüsse bleiben“. Seine Tätigkeit hat er als Dienst am sozialen Ziele der Wirtschaft aufzufassen. Heute möge er insbesondere durch Sparen zur Erhöhung des Nationalvermögens beitragen. Äußerst wünschenswert ist es, daß es den Arbeitern möglich wird, durch ihre Ersparnisse ebenfalls dieses Nationalkapital zu vermehren.

Der „Osservatore Romano“ veröffentlichte am 20. Juli ein von Msgr. Montini im Auftrage des Heiligen Vaters verfaßtes Schreiben an die diesjährige „Soziale Woche“ Frankreichs, die ihre Sitzungen Ende Juli in Lille abhielt. Das Thema der Studienwoche lautete: „Wirtschaftlicher Realismus und sozialer Fortschritt“. Während der Wirtschaftsliberalismus zu sehr und in unannehmbarer Art auf die Eigengesetzlichkeit des Ökonomischen insistierte und eine totale Unabhängigkeit des Ökonomischen verfocht, können manche Sozialredner vom Vorwurf nicht freigesprochen werden, daß sie die sachlichen Gesetze der Wirtschaft nicht kennen und ihr soziales Programm unter Mißachtung unumstößlicher Forderungen der wirtschaftlichen Technik aufstellen. Die Kirche selbst könnte in Gefahr geraten, als einseitige Verfechterin des Sozialen gegenüber den Notwendigkeiten einer an eisenharte Verhältnisse gebundenen Wirtschaft zu erscheinen. Im Jahre 1948 hatte Pius XII. das prächtige Wort von der „sozialen Wirtschaft“ geprägt und es seither öfters gebraucht. Die Soziale Woche in Lille befaßte sich nun eingehender mit dem Verhältnis zwischen wirtschaftlicher Realität und konstruktiven Sozialprogrammen. Das Ermunterungsschreiben, das ihr aus dem Vatikan zugeht, ist vollkommen damit einverstanden und wünscht

dringend, daß man auf katholischer Seite keine vagen und schillernden Reformpläne aufstelle, die das Wirtschaftliche und seine Notwendigkeiten nicht berücksichtigen: „Es kann übrigens keine Unvereinbarkeit bestehen zwischen einem gesunden Realismus, der sich auf Tatsachen, Statistiken und *Wirtschaftsgesetze* stützt, und einer *Sozialordnung*, die nach einer vollkommenen Gerechtigkeit und Menschlichkeit strebt. Diese beiden Aspekte desselben Problems ergänzen sich, so daß man hier das Wort des Evangeliums anwenden kann: *Haec oportuit facere et illa non omittere*. Gelegentlich wird den Sozialkatholiken vorgeworfen, daß sie ein unverwirklichtes Wunschideal verfolgen. Die Soziale Woche von Lille wird zeigen, daß die Katholiken keineswegs die realen und positiven Gegebenheiten vernachlässigen und daß darum die kirchliche Sozialdoktrin ein sowohl praktisches, als auch harmonisches Ganzes ist. Wir wollen die Wirtschaft in den Dienst des sozialen Fortschritts stellen und sind deshalb ebenso weit von einem zügellosen Wirtschaftsliberalismus, als auch von der Tyrannei des atheistischen Materialismus entfernt. Die Wirtschaft steht für uns im Dienste des Menschen, seiner Freiheit, seiner christlichen Würde und zugleich im Dienste des Allgemeinwohls.“

IV. Kardinal Suhard

Unerwartet starb am 30. Mai der Kardinalerzbischof von Paris Eminenz Célestin Suhard im Alter von 75 Jahren. Nach Vollendung seiner Studien an der Gregorianischen Universität in Rom dozierte er Philosophie und Theologie im Priesterseminar seiner Heimatdiözese Laval bis zu seiner Erhebung auf den Bischofstuhl von Bayeux (1928), den er zwei Jahre später mit der Erzdiözese Reims vertauschte. Bereits damals bekundete er seinen ruhigen und fortschrittlichen Weitblick und seine Aufgeschlossenheit für die sozialen Probleme, die ihn besonders in den Nachkriegsjahren, als Frankreich schwere Krisen durchlitt, zum unparteiischen Wortführer des christlichen sozialen Denkens machte. Seine diesbezüglichen Verlautbarungen fanden stets ein breites Echo, das auch die Gegner der Kirche nicht überhören konnten. Im Konsistorium vom 16. Dezember 1935 wurde Erzbischof Suhard zur Würde eines Kardinalpriesters erhoben, und im Oktober 1937 durfte er die Kathedrale von Reims neu konsekrieren. Als am 9. April 1940 Kardinal Verdier von Paris starb, wurde Kardinal Suhard am 11. Mai sein Nachfolger in der französischen Hauptstadt, die bei seinem Einzug in der Hand der Deutschen war. Der Erzbischof befand sich in einer heiklen Lage, die ein Maximum an Festigkeit und Klugheit erheischte. Es wäre mehr als ein Wunder gewesen, wenn der Kardinal sich von keiner Seite einen Vorwurf zugezogen hätte. Die Notlage in Paris war entsetzlich groß, und hier griff der Erzbischof durch caritative Initiativen energisch ein. Nach der Befreiung waren es, wie schon gesagt, die sozialpolitischen Tumulte, die der Kirche nicht geringe Sorgen bereiteten und wiederum dem Oberhaupt der Diözese mehr als eine Aufgabe stellten. Im Ausland wurde Suhard vor allem durch seine letzten, zum Teil auch ins Deutsche übertragenen Hirtenbriefe bekannt (1947: Aufstieg oder Niedergang der Kirche; 1948: Der Sinn fürs Göttliche; 1949: Der Priester und seine Stellung in der modernen Gesellschaft). In Frankreich wurde der Kardinal durch seine pastoralen Neuschöpfungen bahnbrechend.

Um der Entchristlichung Frankreichs entgegenzuwirken, beschloß er im Verein mit den übrigen Bischöfen Frankreichs, in Lisieux das Seminar der „Mission de France“ zu gründen, dem später in Paris ein ähnliches Institut für die „Mission de Paris“ folgte. Opferfreudige Priester verzichten auf ihre Diözese, ihre Lebensweise, ihre bisherigen Gewohnheiten und Traditionen, um eine festgefügte Schar von Aposteln für die Wiederverchristlichung ihrer Heimat zu bilden. Mit Hilfe der Katholischen Aktion entstehen dann aktive Christenkreise, in denen sich die neugewonnenen Gläubigen nicht bloß geborgen fühlen, sondern ihrerseits zur Eroberung übergehen. Stärkste Aufmerksamkeit wird der Gesundung der Familie geschenkt. Natürlich kann erst die Zukunft zeigen, ob die Früchte der „Mission de France“ den in sie gesetzten Hoffnungen entsprechen. Jedenfalls wird niemand dem Pariser Kardinal den Titel eines mutigen und schöpferischen Kirchenfürsten absprechen.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Aristoteles. Die Lehrschriften, herausgegeben, übertragen und in ihrer Entstehung erläutert von Dr. Paul Gohlke. — *Große Ethik.* 8° (160). Brosch. DM 4.80. — *An König Alexander über die Welt.* 8° (88). Brosch. DM 3.— Paderborn 1949, Ferdinand Schöningh.

Betz, Werner. *Deutsch und Lateinisch.* Die Lehnbildungen der althochdeutschen Benediktinerregel. 8° (228). Bonn 1949, Verlag H. Bouvier u. Co. Kart.

Blumenthal, Dr. Hans Heinrich. *Vergessene Klosterkunst.* Ein empfindsamer Streifzug durch das Schwarzviertel ob der Enns. 8° (72). Mit 34 Abbildungen und 2 Karten. Wien 1949, Hölder-Pichler-Tempsky. Kart. S 6 60.

Brandenstein, Béla von. *Leben und Tod.* Grundfragen der Existenz. 8° (180). Bonn 1949, Verlag H. Bouvier u. Co. Kart.

Braun, Heinrich Suso. *Die zehn Gebote.* Radiopredigten. Dritter Band. 8° (272). Innsbruck-Wien 1949, Tyrolia-Verlag. Kart. S 18.—

Casutt, Laurentius, OFM. CAP. *Das Erbe eines großen Herzens.* Studien zum franziskanischen Ideal. 8° (222). Graz-Salzburg-Wien 1949, Verlag Anton Pustet. Halbleinenband geb. S 26.—

Collectanea Theologica. Societatis Theologorum Poloniae Cura edita, A. XXI, F. 1. Varsaviae 1949.

Der Mesner. Seine Stellung und sein Amt. Ein Leitfaden für den kirchlichen Dienst. Herausgegeben durch das Wiener erzb. Seelsorgeamt. Bearbeitet von *Ottokar Nowak*, Mesner in Wien. Brosch. S 5.20.

Der Neue Herder von A bis Z. Mit vielen Abbildungen im Text, 64 Tafeln und einer Kartenbeilage. 3. Lieferung: *Klein- bis Ohnmacht.* Lex. (959 Sp.). Freiburg i. Br. 1949, Verlag Herder. Brosch. Subskriptionspreis S 40.32.

Die Kirche als Herrenleib. Darlegungen und Erläuterungen zur Enzyklika Papst Pius' XII., „*Mystici Corporis Christi*“ (29. Juni 1943). Von Dr. Carl Feckes. 8° (246). Köln 1949, Verlag J. P. Bachem. Kart. DM 6 60.

Die Quelle. Monatshefte. Juli, August, September 1949. Feldkirch, Verlag „Die Quelle“. Je S 1 50.

Drexel, Antonius, S. J. *Liturgia Sacra.* Compendium Institutionum systematico-historicarum Liturgiae ad usum Auditorum Theologiae ac Sacerdotum. (Facultas theologica Zikawei.) 8° (210). Imprimerie de T'ou-Sè-Wè (près Zikawai), Shanghai (20), China; aut: Catholic Truth Society. 16, Cain Road, Hongkong. Dollar 1 50.

Eberle, Dr. Joseph. *Das Alte Testament.* Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Franz König. (Die Bibel im Lichte der Weltliteratur und Weltgeschichte, 1. Bd.) 8° (XX u. 322). Wien 1949, Verlag Herder. Halbl. geb. S 37 20, DM 12 40, Sfr. 16 20.

Gabriel, Dr. Leo. *Logik der Weltanschauung.* 8° (192). Graz-Salzburg-Wien 1949, Verlag Anton Pustet. Pappbd. S 26.—

Hartmann, Wilhelm. *Die Psalmen im Brevier.* 1. Einführung in das Psalmengebet. 8° (48). Geh. S 1 80. — 2. Psalmenspiegel zum Wochenpsalter. 8° (32). Geh. S 1 65. Feldkirch 1949, Im Verlag der Quelle.

Heidt, William George, O. S. B. *Angelology of the Old Testament.* A Study in Biblical Theology (Dissertation). 8° (120). Washington, D. C., 1949, The Catholic University of America Press. Dollar 1 50.

Kampmann, Theoderich. *Die Methodologie der Geschlechterdifferenz und die Physiologie des Frauenwesens.* 2. Auflage. 8° (335). Geb. DM 12.— — *Die Psychologie des Frauenwesens.* 2. Auflage. 8° (398). Geb. DM 14.— (Anthropologische Grundlagen ganzheitlicher Frauenbildung unter besonderer Berücksichtigung des religiösen Bereichs, I. und II. Band.) Paderborn 1947, Verlag Ferdinand Schöningh.

Keller, E. *Salve Regina.* Muttergottespredigten. 3. Auflage. 8° (112). Paderborn 1949, Verlag Ferdinand Schöningh. Kart. DM 3 30.

Kölbl, P. Johannes. *Handbüchlein zur Krankenseelsorge.* 8° (182). Innsbruck 1949, Verlag Felizian Rauch. Halbleinen geb. S 14 70.

Köster, Heinrich Maria. *Neue Schöpfung.* Beiträge zu pastoralen Gegenwartsfragen. 8° (720). Limburg an der Lahn 1948, Lahnverlag. Halbl. geb. DM 13 50.

Kusin, P. Eberhard, Kapuziner. *Die Kaisergruft bei den PP. Kapuzinern in Wien.* 8° (80). Mit 32 Abbildungen und einer Gesamtübersicht. Wien 1949, Buch- und Kunstverlag Othomar Kloiber. Kart. S 9.—

Mohr, Heinrich. *Die Botschaft in der Frühe.* 8° (253). Paderborn 1949, Verlag Ferdinand Schöningh. Geb. DM 6 80, brosch. 4 80.

Müller, Aloys. *Die Stellung des Menschen im Kosmos.* 8° (32). Bonn 1948, Verlag H. Bouvier u. Co. Kart.

Niedermeyer, A. *Zeitfragen der psychischen Hygiene.* Sonderabdruck aus der „Wiener Zeitschrift für praktische Psychologie“, 1. Bd., 1949, 2. Heft, S. 49—58. Wien, Verlag Brüder Hollinek.

Noldin. *Summa Theologiae Moralis. Complementum: De Poenis Ecclesiasticis.* Editio XXVI (CIC adaptata XIV), quam paravit Godefridus Heinzel S. J. 8° (96). Oeniponte 1949, Typis et Sumptibus Feliciani Rauch. S 8 10.

Polak, Dr. Paul. *Frankls Existenzanalyse und ihre Bedeutung für Anthropologie und Psychotherapie.* 8° (29). (Sammlung: Jurisprudenz — Medizin — Philosophie — Theologie. Gegründet und herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Hubert Urban. Heft 10.) Innsbruck-Wien 1949, Tyrolia-Verlag. Brosch. S. 3 60.

Rahner, Karl, S. J. *Von der Not und dem Segen des Gebetes.* 8° (156). Innsbruck 1949, Verlag Felizian Rauch. Geb. S. 14.70.

Richstaetter, Carl, S. J. *Christusfrömmigkeit in ihrer historischen Entfaltung.* Ein quellenmäßiger Beitrag zur Geschichte des Gebetes und des mystischen Innenlebens der Kirche. 8° (498). Köln 1949, Verlag J. M. Bachem. Brosch. DM 9.50, in Halbl. DM 12.20.

Schneider, Reinhold. *Das Spiel vom Menschen.* — *Belsazar.* Freigestaltet nach Calderons „La nave del Mercader“ und „Cena del Baltasar“. 8° (143). Graz-Salzburg-Wien 1949, Verlag Anton Pustet. Kart. S. 18.60.

Stakemeier, Dr. Eduard. *Wege in die Gegenwart.* Das Erbe von gestern, die Aufgabe von morgen. 2. Auflage. 8° (254). Paderborn 1947, Verlag Ferdinand Schöningh. Geb. DM 2.80.

Umberg, Johannes B., S. J. *Exerzitien und Sakramente.* Beiträge zu wichtigen Betrachtungen des Exerzitienbüchleins. Zweite, vermehrte Auflage. 8° (152). Innsbruck 1949, Verlag Felizian Rauch. Geb. S. 18.60.

Waach, Dr. Hildegard. *Theresia von Avila.* Leben und Werk. 8° (496). Wien 1949, Verlag Herder. Halbleinen geb. S. 39.40, Sfr. 17.10, DM 13.20.

Buchbesprechungen

Der Urmensch und sein Weltbild. Von *Wilhelm Koppers.* 8° (272). Wien 1949, Verlag Herold. Halbleinen S. 21.—.

Der bekannte Ethnologe entwirft im vorliegenden Werke nach den Ergebnissen der bisherigen Forschung das Weltbild vom Urmenschen. Demnach steht fest, daß die Ethnologie nur den geistig vollwertigen, wirklichen Menschen kennt. Von alogischen oder prälogischen Völkern weiß sie nichts. Auch die maßgebenden Vertreter der Prähistorie stimmen, wie der Verfasser an namhaften Gelehrten nachweist, darin überein, daß schon das älteste menschliche Werkzeug von der Geistigkeit der Urmenschen unzweideutig Zeugnis ablegt. Alle evolutionistischen Schemata in sozialer, ethischer und religiöser Hinsicht sind unhaltbar geworden.

Diese Tatsachen weist der Verfasser kurz an den Bhil, einem 1¼ Millionen starken Urvolk im Nordwesten Zentralindiens, das der Verfasser 1938 besuchte und studierte, und an dem Stamm der Yamana auf Feuerland, den er 1921—22 kennenlernte, nach. Dabei werden auch die völkerkundlichen Ergebnisse der übrigen Altvölker herangezogen.

Ob bei der Menschwerdung irgendeine Herleitung der menschlichen Körperlichkeit aus dem Tierreiche in Betracht kommt, ist aus den uralten Menschheitsüberlieferungen nicht zu ersehen. Vom historisch-ethnologischen Standpunkt aus erweist sich allerdings als ältester Menschheitsgedanke die Auffassung, daß ein höchster Schöpfergott das erste Menschenpaar ins Dasein setzte. So mahnt der Verfasser auch betreffs der körperlichen Abstammung an Hand der Biologen Kalin J. („Zum Problem der Menschwerdung“, Schweiz. Rundschau 1946) und Portmann A. („Vom Ursprung der Menschen“, Basel 1944) zur Vorsicht. Nur in der Zusammenarbeit

von Ethnologie, Prähistorie, Anthropologie und Biologie, betont der Verfasser, kann auch in diese Frage allmählich Licht gebracht werden. Wer einen zuverlässigen, raschen Einblick in das Weltbild des Urmenschen nach dem heutigen Stand der Forschung gewinnen will, der greife nach diesem gediegenen Fachwerk.

Lin. a. d. D.

Dr. Alois Gruber.

Jesus von Nazareth. Ein Christusbuch. Von Bischof P. Dr. Hilmarin Felder O. M. Cap. Dritte Auflage. 8° (392). Paderborn 1947, verlegt bei Ferdinand Schöningh. Geb. DM 10.—

Das bereits in dritter Auflage erschienene und in acht Fremdsprachen übersetzte Christusbuch des hochbetagten Schweizer Bischofs aus dem Kapuzinerorden ist aus Vorträgen erwachsen, die der Verfasser vor Jahren vor interessierten Laien gehalten hat. In ruhiger Sachlichkeit zeichnet er das Bild der Persönlichkeit, Messianität und Gottheit Christi und setzt sich mit den Gegnern auseinander. Dieses Christusbuch beruht größtenteils auf den Forschungen zu dem zweibändigen Werk des Verfassers: „Jesus Christus. Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten ungläubigen Jesusforschung“ (1911/14, 3. Auflage 1923/24), ist aber von ihm nach Inhalt, Aufbau und Darstellung verschieden. Das Buch hat auch in unserer Zeit eine hohe Aufgabe zu erfüllen.

Lin. a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Aus Österreichs Vergangenheit. Von Prinz Eugen zu Franz Joseph. Von Heinrich Ritter von Srbik. 8° (247). Salzburg 1947, Otto-Müller-Verlag.

Wie das Denkmal auf dem Heldenplatz in Wien kündet uns auch dieses Buch wirklichkeitsnahe die Gestalt des Prinzen Eugen von Savoyen. Es bringt uns Erinnerungen des Generals Franz Freiherrn von John aus den Jahren 1866 bis 1870, sowie solche an den „reaktionären“ Erzherzog Albrecht, den Oheim des Kaisers Franz Joseph. Der Verfasser läßt darin auch dem unglücklichen Ludwig von Benedek geschichtliche Gerechtigkeit widerfahren. Der talentierte, aber auch starrköpfige Reichskriegsminister Franz Freiherr von Kuhn (1868—1874) begegnet uns als Vertreter des liberalen Bürgertums, des Fortschrittsgeistes und des konstitutionellen Staates. Eine Darlegung des Charakters und der Regierungsgrundsätze des Kaisers Franz Joseph rundet das Bild ab, und die Besprechung einiger geflügelter Worte über Österreichs Schicksal schließt das Buch.

Der gelehrte und als Historiker hoch angesehene Verfasser veröffentlicht hier noch einmal Vorträge und Aufsätze, die schon vor Jahren gehalten, bzw. niedergeschrieben wurden; daraus erklären sich auch manche Wiederholungen. Er zeigt uns Szenen aus dem alten, zum Schaden von ganz Europa zerstörten Österreich und vernachlässigt dabei nicht die Berücksichtigung einer gesamtdeutschen Schau der Geschichte unserer Heimat.

Lin. a. d. D.

DDr. Josef Lenzenweger.

Heiliges Wien. Ein Führer durch Wiens Kirchen und Kapellen. 8° (392 S. Text u. 48 Bilderseiten). Von Alfred Missong. Wien 1949, Wiener Domverlag. Halbleinen geb. mit Schutzumschlag S 27.50.

Es war ein glücklicher Griff, als der bekannte Verfasser diesen Führer zum Katholikentag 1933 herausbrachte. Die allgemein gute

Aufnahme und der rasche Absatz bestätigten es. Da sich seither aber am Antlitz des „heiligen Wien“ allerlei durch Bomben- und Kriegseinwirkungen und durch Erneuerungen und Errichtungen geändert hat, erschien eine Neuauflage sehr erwünscht. Die gar nicht leichte Aufgabe wurde zufriedenstellend gelöst. Das Werk ist auf den neuesten Stand gebracht, wie das dreizehnseitige Literaturverzeichnis beweist, und behandelt wieder die Heiligtümer und sakralen Kunstschatze der 21 Bezirke, also des eigentlichen Wien, und aus der Umgebung die bekanntesten Wallfahrtsorte und die beiden Stifte Klosterneuburg und Heiligenkreuz. Bei der Fülle von künstlerischen und historischen Details werden die interessanten Zusammenhänge keineswegs übersehen, was besonders Eingeweihte anspricht, während die abwechslungsreiche und anschauliche Darstellung gerade die breiten Kreise für diese immer noch reichen Schätze des katholischen Wien interessiert und erwärmt. 52 treffend ausgewählte Lichtbilder geben die instruktive und wertvolle Ergänzung zum gesamten Text ab. Dieses Volksbuch braucht nicht erst wieder empfohlen zu werden; es empfiehlt sich selbst und erfüllt neuerdings seine besondere Mission.

Wien.

Univ.-Doz. Dr. Franz Loidl.

Institutiones Theologiae Dogmaticae. Ludovicus Lercher S. J. (+). Editio tertia, retractata a Professoribus Facultatis Theologiae Oenipontanae. Volumen IV/2: De Mystério Christi in Sua Plenitudine Perenni. Pars prior: De Sacramentis in genere, De Baptismo et Confirmatione, De Eucharistia. 8° (392). Oeniponte 1948, Typis et Sumptibus Feliciani Rauch. Kart. S 27.— Pars altera: De Paenitentia et Unctione infirmorum, De Ordine et Matrimonio, De Sacramentalibus, De Novissimis. 8° (567). Oeniponte 1949, Typis et Sumptibus Feliciani Rauch. Kart. S 43.56.

Der erste Teil des vorliegenden Doppelbandes (IV, 2) der neuherausgegebenen Dogmatik von Lercher enthält die allgemeine Sakramentenlehre (Dander), ferner die Traktate über Taufe und Firmung (Umberg), sowie den Traktat über die Eucharistie (Dander). Der zweite Teil behandelt die Sakramente der Buße (Lakner), der Krankenölung, der Priesterweihe und Ehe (Umberg), die Lehre von den Sakramentalien und den Letzten Dingen des Menschen und der Welt (Dander).

Mit dieser stark überarbeiteten Neuauflage von Lerchers „Institutiones Theologiae Dogmaticae“ ist uns ein theologisches Lehr- und Lernbuch geschenkt worden, auf dessen Herausgabe die Innsbrucker Fakultät stolz sein darf. Die Hauptvorteile des Werkes sind: Klare Gliederung und Übersichtlichkeit, präzise scholastische Formulierung und Methodik, reiche Literaturhinweise, weitgehende Heranziehung der neuesten Dokumente des ordentlichen Lehramtes, vorsichtig abwägende Behandlung moderner Fragen (Mysterientheorie, Bußpraxis der alten Kirche, Mitopfern der Laien), sachlich-nüchterne Darstellung umstrittener Fragen (Kausalität der Sakramente, Los der ungetauften Kinder, Heilsnotwendigkeit der Eucharistie u. a.). Sehr wohlthuend berührt auch das stellenweise sich zeigende Bemühen, im Geiste der Enzyklika „Mystici Corporis“ die Sakramentenlehre enger mit der Lehre von der Kirche zu verknüpfen. Ob in dieser Richtung aus wissenschaftlichen, kerygmatischen und traditionellen Gründen nicht noch viel weiter gegangen werden müßte? Die patristische Theologie jedenfalls hat die Kirche

mit den Sakramenten und beide wieder mit dem geistspendenden Christus viel enger verbunden, als es unsere üblichen Lehrbücher zu tun pflegen.

Linz a. d. D.

Dr. E. Schwarzbauer.

Das Hohelied der heiligen Messe. Von *Maurice Zundel*. (Autorisierte Lizenzauflage.) 8° (304). Luzern 1948, Rex-Verlag. Geb. Sfr. 13.50, brosch. Sfr. 9.80.

Das Buch ist bereits 1937 in Wien (Verlagsanstalt Tyrolia, Abtg. Seelsorger-Verlag) erschienen; es hat von seiner Bedeutung nichts verloren. „Das Hohelied der heiligen Messe ist kein Andachtsbuch, obgleich es auch darauf hinzielt, die höchste Andacht zu entfachen. Es ist vielmehr die Darstellung des verkörperten Universums im Licht des alle Zeiten erlösenden Liebesopfers des göttlichen Lammes“ (aus dem Vorwort des Verfassers zur deutschen Auflage). Die großen Fragen des menschlichen Herzens: der Philosophie, der Kunst, der Ethik, der Politik, der Geschichte, besonders der Theologie, die brennenden kirchlichen Gegenwartsfragen (Unionsfrage, Frieden und Krieg, Sakrament und Leben) finden auf dem Gang durch die einzelnen Teile der heiligen Messe Licht und Antwort.

Aus der Fülle der Gedanken und Anregungen zum Nachdenken — was für geistvolle Bemerkungen über Zeremonien, Kultsprache, Psalmodie! — seien besonders zwei herausgehoben: die tiefe und ernste Auffassung der Ascese, zu der die heilige Messe verpflichtet. „Durch eine Art seelischer sittlicher Transsubstantiation (Wesensumwandlung), die aus dem göttlichen Ich unser Ich macht, müssen wir unseres Selbst entkleidet und mit dem göttlichen Selbst umkleidet werden. Vollbracht wird solches Wunder allerdings nur, wenn unser ganzer Geist, unsere ganze Seele, unser ganzes Herz, all unsere Kräfte dazu ein demütiges Ja sagen.“ Das andere: die Auswirkung der Messe im Leben. Das ganze Buch ist von diesen Gedanken erfüllt.

Die Darstellung ist geistvoll, klar, ergriffen von der Größe des Mysteriums, die Sprache ist die eines Mystikers, eines Dichters. Die Dichterin Paula von Preradovic hat dem Werk auch in der Übersetzung würdige Gestalt gegeben. Das Buch ist Laien und Seelsorgern (Erneuerung der eucharistischen Predigt, Führung der Gläubigen zur Vertiefung eucharistischen Lebens) sehr zu empfehlen. Es bewahrt die liturgische Bewegung vor Veräußerlichung, hilft das größte Anliegen der Enzyklika über die heilige Liturgie, die Verwirklichung der Liturgie im Leben, zu erfüllen, zeigt das Mysterium der Messe in dem weltumfassenden „instaurare omnia in Christo“ (Eph 1, 10).

St. Pölten.

Dr. A. Stöger.

Die öftere Beicht. Pastoraltheologische Gedanken zur Verwaltung des Bußsakramentes. Von *Josef Zörlein*, Stadtpfarrer. Zweite Auflage. 8° (154). Stuttgart 1948, Schwabenverlag. Brosch. DM 4.50.

Angesichts der Klagen über den vielfachen Leerlauf der sogenannten Devotionsbeichten ist es begreiflich, daß die erste Auflage dieses Büchleins nach wenigen Wochen vergriffen war. Die Neuauflage ist inhaltlich unverändert. Ein erfahrener Seelsorger handelt hier unter reichlicher Heranziehung der einschlägigen Literatur über die öftere Beichte im allgemeinen, über Beichtvater und Beichtkind, einige Gruppen öfter Beichtender und über

die Psychologie im Beichtstuhl. Die Ausführungen über die Häufigkeit der Devotionsbeichte (S. 54) sind zu knapp. Einige Schönheitsfehler in Zitation und Druck lassen sich bei einer weiteren Neuauflage, die dem praktischen Büchlein zu wünschen ist, leicht vermeiden.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Menschenkunde im Dienste der Seelsorge und Erziehung. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Heinen und Dr. Joseph Höffner. 8° (208). Trier 1948, Paulinus-Verlag. Kart. DM 6.80.

Das Werk ist Herrn Universitätsprofessor Dr. Theodor Müncker (Freiburg i. Br.), dem Bahnbrecher moralpsychologischer Forschung, zur Vollendung seines 60. Lebensjahres von seinen Schülern und Freunden gewidmet. Unter den Verfassern der einzelnen Abhandlungen begegnen eine Reihe altbekannter Autoren (Fritz Tillmann, Steinbüchel, Höffner, Schöllgen), denen sich jüngere Kräfte zugesellen. Sie bringen richtunggebende Stellungnahme zu hochaktuellen Problemen der heutigen Seelsorge und Erziehung (Verkündigung des Gotteswortes an den modernen Menschen, Vertrauenskrisis im Beichtstuhl, Gewissensbildung, Männer- und Frauenseelsorge, Eheprobleme, Familie, Akademikerseelsorge, Krankenseelsorge u. a.). Das Buch ist für eine psychologisch vertiefte Seelsorge und Erziehung von hoher Bedeutung.

Linz a. d. D.

Dr. J. Obernhumer.

Wachstum im Geiste. Ein Buch priesterlicher Betrachtung. Von Bischof Dr. Paul Rusch. 8° (376). Innsbruck-Wien 1949, Tyrolia-Verlag. Halbleinen geb. S 23.—.

Erneuerung der Seelsorge wächst aus der Erneuerung des Seelsorgers. „Verordnungen“, „Weisungen der Seelsorgeämter“, Kurse und Tagungen bleiben ohne Tiefenwirkung, wenn nicht „Wachstum im Geiste“ des Seelsorgers da ist. Es ist begreiflich, daß ein Bischof aus brennender Seelsorge „ein Buch priesterlicher Betrachtung“ schreibt. In der Betrachtung erneuert sich der Geist im Heiligen Geist.

Das Buch spricht über die Kunst des Betrachtens, gibt Betrachtungen aus Bibel, Missale und Leben und stellt die tägliche Betrachtung in das Gefüge der Exerzitien, des Einkehrtages und der täglichen Gewissenserforschung. Der bischöfliche Autor spricht von der „Lebensfunktion der Betrachtung“. In ihr bricht die christliche Innerlichkeit auf, entfaltet sich und kommt zur Reife, sie ist notwendig zur Erfüllung der priesterlichen Lebensaufgabe, in ihr lösen sich die Lebensschwierigkeiten und Lebensspannungen. Was über den Weg von der Schultheologie zur Verkündigung gesagt wird, ist ein Kompendium lebendiger Homiletik, deckt auf, warum vieles aus der Offenbarung brach und tot liegt, warum das geistliche Leben eines Geistlichen sehr primitiv sein kann. Die Betrachtungsmethoden, die gegeben werden, sind in der Psychologie verankert, dem Stoff angepaßt, ins Leben und in die eigene Seele führend, aus bester Überlieferung schöpfend, vor allem einfach („Was sagt das mir?“). Betrachten heißt nach dem Autor, „in die Stille gehen und sich ins Göttliche versenken“; aber betend versenken! Der Gebetscharakter scheint zu kurz zu kommen. Das Lösende und Erlösende liegt aber gerade im Beten — im

Anbeten, Danksagen, Bereuen, Versprechen, Bitten während der ganzen Betrachtung.

Das Buch will mehr sein als Anregung zur Betrachtung. Es ist ein Versuch, die Anliegen der katholischen Erneuerungsbewegung (vgl. etwa *J. Jungmann*, *Die Frohbotschaft* und unsere Glaubensverkündigung, 1936) bewußt in das priesterliche Leben einzubauen: Zurückgreifen auf die Quellen Bibel und Liturgie (weniger kommen die Väter zur Sprache), katholische Aktion (der Laie in der Kirche), Verkündigung als Frohbotschaft von dem, was Gott gewirkt hat und wirkt („Frohbotschaft, nicht Drohbotschaft“), Christozentrik im religiösen Leben, christliche Sitte als Entfaltung dessen, was der Christ ist („Aus dem Dogma des Ethos“; Paulinische Ethik). Wenn es gelingt, diese Anliegen durch Betrachtung zum geistigen Eigentum, in der Abgeklärtheit des Gebetes lebendig zu machen, könnte kaum die Fruchtbarkeit ausbleiben. Die Aszese des Buches ist tatkräftig und froh, nirgends düster, immer lebenskräftig, berufsbetont, frei von jedem müden Quietismus. Sie will auch „Gefahren dämmen“, aber noch mehr „Leistungskräfte erhöhen“. Sie baut auf dem Dogma, dem NT, der Psychologie (Lindworsky), Thomas auf. Manches dürfte auf Priesterkonferenzen „entwickelt“ worden sein. Form und Ton verraten es. Die persönliche Note, die das Buch trägt, wird vielleicht nicht bei allen gleichen Anklang finden.

Priester werden mit Bereicherung das Buch benützen. Der Beruf wird neu gesehen, die Fülle erweckt Freude, der geistliche Mensch, unsere Kraft, wird aufgebaut, der Zugang zu den unerschöpflichen Quellen geistlichen Lebens erschlossen. Das Buch weckt aber auch Wünsche. Nach einem Bibelkommentar, aus dem der betrachtende Priester sich rasch über „konkrete Textgestalt und theologischen Sinngehalt“ orientieren kann, nach Behelfen zum Brevier (für das Missale haben wir jetzt den „Weg des Lebens“, „Jahr des Heils“), besonders nach einer theologisch-psychologisch fundierten Aszetik für den Seelsorgspriester.

St. Pölten.

Dr. A. Stöger.

Der franziskanische Weg. Lebensschule für die Mitglieder des Dritten Ordens des hl. Franziskus. Herausgegeben von der Drittordenszentrale der PP. Kapuziner, Innsbruck. 8° (232). Bregenz, Verlag von J. N. Teutsch. Geb. S 15.—; für Drittordensgemeinden Sonderpreis.

Ein Blick in das Büchlein zeigt uns, daß es vom früheren weit abweicht, sowohl in der Einteilung und den Überschriften als auch in den Andachtsübungen. Man muß nun bei Andachten, die dem Kirchenjahr entsprechen, nicht immer zu anderen Gebetbüchern greifen. Auch das ist lobend hervorzuheben, daß gemeinschaftliche Gebete vorhanden sind, so daß der Priester nicht immer allein alles beten muß und die Tertiaren nur stumme Zuhörer sein müssen. Wir wünschen dem Büchlein eine weite Verbreitung, besonders in den von Kapuzinern geleiteten Drittordensgemeinden. Hoffentlich wird es so auch möglich, bei Ordensversammlungen einen einheitlichen Text für die gemeinschaftlichen Gebete zu erreichen.

Gauenstein (Vorarlberg).

P. Benvenuto O. Cap.

Die Geschichte und Gebetsschule des Rosenkranzes. Von *Franz Michel Willam*. 8° (232). Wien 1948, Verlag Herder. Halbleinwand geb. S 21 80, Sfr. 9.50.

Der Rosenkranz und das Menschenleben. Von *Franz Michel Willam*. 8° (XII u. 336). Mit 16 Bildbeilagen. Wien 1949, Verlag Herder. Halbl. geb. S 31.40, Sfr. 13 60; brosch. S 26 40, Sfr. 11.50.

Im ersten Werk bietet der bekannte Verfasser die erste geschlossene Darstellung der Entstehung des Rosenkranzpsalters und sucht dann die Schätze der alten tätigen Gebetserfahrung an das Licht zu heben. Mit großem Fleiß und ebenso großer Liebe hat er aus allen Jahrhunderten reiches Material zusammengetragen. Vieles wirkt klärend und läßt auch begreifen, warum die Wege des Kirchenvolkes vom Opferaltar und der Liturgie weg in die Privatandacht geführt haben. Der eifrige Rosenkranzbeter wird in dem Buch viel Anregung finden. Vermißt wird eine gute Anweisung zum vertieften, betrachtenden Rosenkranzgebet.

Das zweite Buch will den Rosenkranz denen, die ihn schon lieben, noch lieber und denen, die ihn noch nicht lieben, ebenfalls lieb machen. Die guten Betrachtungen sind stark historisch unterbaut. Die Kluft zwischen Betrachtung und mündlichem Gebet ist auch hier nicht überbrückt. Es bleibt dem einzelnen Beter überlassen, hier den Bogen zu wölben.

Linz a. d. D.

M. Günthersberger.

Von der Wahrheit zur Liebe. Von *Joseph Diebolt*. 8° (112). Mulhouse, Edition Salvator.

Wenn der einfache Leser dieses Buch zur Hand nimmt, wird er sich bei der Lektüre der ersten Kapitel nur schwer zurechtfinden. Es ist die Wahrheit, die hier rein verstandesgemäß das Wort hat.

Wer sich aber die Mühe nimmt, von hier aus weiter vorzustoßen, dem enthüllt sich auch von dieser ungewohnten Seite her das Mysterium der Liebe, wie es so wunderbar schön im Kapitel von der helfenden Gnade dargestellt ist. „Man glaubt nicht, um zu wissen, sondern um zu lieben und sich in Werken der Liebe zu betätigen“. Darin liegt das ganze Geheimnis eines Christenlebens und das große Glück der Berufung zum Glauben verborgen.

So mündet wirklich, wie es der Verfasser dartun wollte, die verstandesmäßige Wahrheit in die Liebe ein, die Sinn und Inhalt jedes Lebens sein muß, das auf Gott ausgerichtet ist.

Linz a. d. D.

M. Günthersberger.

Der ewige Ruf. Ein junger Mensch erlebt Afrika. Von *Paul Schebesta — Frédéric Chevin*, 8° (352). Mödling bei Wien 1948, Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel. Geb. S 24.—.

Ein neues Buch von dem bekannten Ethnologen, Forscher und Missionär Paul Schebesta! Das allein besagt schon, daß seine Lektüre einen hohen Genuß und reiche Belehrung bietet. Aber diesmal liegt ein wirkliches „Novum“ vor, ein Roman. Ein junger, für alles Gute aufgeschlossener Mann wird nach Afrika entsandt, um sich dort kaufmännisch auszubilden und zu betätigen. Aber was er in diesem „dunklen Erdteil“ beobachtet und erlebt, wird für ihn zu einem Ruf, der immer stärker wird, der ihn alle lockenden Angebote ausschlagen, ihn heiße Liebe zu einem braven Mädchen überwinden und schließlich Missionär werden läßt.

Dieser recht anziehend geschriebene Roman gibt nun dem Verfasser Gelegenheit, unaufdringlich den Leser in die Landschaft und die Menschen großer Teile des afrikanischen Kontinentes einzuführen, diese und die Weißen in ihrem Leben, Streben und Denken zu verfolgen und so Einblicke gewinnen zu lassen, die auch dem neu sind, der sich viel mit dem missionarischen Problem beschäftigt hat.

Nur einige Erkenntnisse seien angeführt: „Die Mission will die Eingeborenen nicht entwurzeln“; vielfach stehen diese moralisch höher als Weiße; sie sind kulturarm, aber nicht kulturlos (S. 50). Man muß sie zum richtigen Afrikanertum, nicht zum Europäertum erziehen (S. 197). Auch Afrika hat seine Geschichte, wenn sie auch noch wenig bekannt ist (S. 224 f.). Wie interessant sind die Mythen z. B. über die Entstehung der Affen aus dem Menschen (S. 117), oder über die erste Sünde und die Stellung der Frau (S. 132 ff.). Keine Seite des Buches ist ohne interessante Einzelheiten. Es gehört in die Hände der Priester, der Theologen, ja der Jugend überhaupt. Es ist imstande, eine latente Neigung für die Missionsarbeit zur glühenden Begeisterung zu bringen. Nur einen Wunsch hätte ich: Lichtbilder, womöglich einige kolorierte, wie manche andere Afrikabücher sie zeigen.

Linz a. d. D.

Dr. Ferd. Spiesberger.

Mensch und Mysterium. Von Ernest Hello. 8° (409). Graz-Salzburg-Wien 1949, Verlag Pustet, Halbleinen geb. S 35.—.

Groß ist der Mensch, der seiner eigenen Zeit Wesentliches zu sagen vermag. Noch größer aber ist der, der auch für die späteren Generationen gültige Worte und Erkenntnisse ausspricht. Beides ist bei Ernest Hello, diesem Manne voll sprühenden Geistes, tiefer Religiosität und angeborener Abneigung gegen alles Oberflächliche und Halbe, der Fall. Wir danken daher Dr. W. Reinermann, daß er uns diese formvollendete Übersetzung geistsprühender und tiefanregender Essays geschenkt und uns so den Zugang zu den Reichtümern dieses einzigartigen Kulturkritikers des vergangenen und prophetischen Sehers des gegenwärtigen Jahrhunderts erschlossen hat. Die Lektüre dieses Buches bedeutet Gewinn und Freude.

Linz a. d. Donau.

Dr. E. Schwarzbauer.

Vorbereitungspredigten auf die Volksmission. Von P. Martin Schweighofer O.F.M. und P. Herkulan Baldauf O.F.M. 8° (55). Innsbruck 1949, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 5.10.

Zwei erfahrene Volksmissionäre bieten mit zwei Reihen Predigten, bzw. Skizzen für die Vorbereitung der Volksmission dem Seelsorger einen wertvollen Behelf. Die Predigten sind zeitnah, frisch und packend und werden daher ohne Zweifel ihren Zweck erreichen. Sie seien darum wärmstens empfohlen.

Wien.

P. Alois Bogsrucker S. J.

Nikodemus. Von Franz Jantsch. Ein Pfarrer erzählt. Dreiunddreißig Kurzgeschichten. 8° (216). Wien 1948, Verlag Ferdinand Baumgartner. Kart. S 19.50.

Schon in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften sind uns Kurzgeschichten aus der Feder des Verfassers aufgefallen. Sie haben uns irgendwie mächtiger beeindruckt als die üblichen, wir haben sie, wenn sie uns später wieder in die Hände fielen, mit doppelter Freude wieder gelesen.

Im vorliegenden Buch finden wir dreiunddreißig solcher Kurzgeschichten zu einem köstlichen Strauß zusammengebunden. Es werden keine besonders hervorstechenden Persönlichkeiten gezeichnet, sondern Menschen der alltäglichen Wirklichkeit. Kein großartiges Drama läuft vor uns ab, sondern das Leben, wie wir es tausendfach selbst erleben. Keine hochgespannten Gefühle werden uns vorgezaubert, sondern natürliche Realistik ist der Grundton dieser Erzählungen. Und doch werden wir von den geschilderten Personen und Ereignissen zu tiefst gepackt. Denn hinter der Fassade der Sachlichkeit spricht ein empfindender und wägender Geist, der in allem einen tiefen Sinn, eine grundlegende Wirklichkeit aufblitzen läßt.

Gerade dem Seelsorger wird dieses Buch wertvoll werden, nicht nur zu seiner eigenen Anregung, sondern auch zur Verwertung in Heimstunden usw. Darüber hinaus aber wird jeder, der diese Kurzgeschichten liest, Freude und Gewinn daraus schöpfen.

Linz a. d. D.

Dr. F. Mittermayr.

Zwischen Wien und Basel. Roman. Von Franz Jantsch. 8^o (164). Wien 1948, Fährmann-Verlag. Kart. S 12.80, Pappbd. S 15.20.

Ein junger Großstädter begegnet zwischen Wien und Basel einem lebensfrischen Mädels, dessen echte, saubere und in letzter Tiefe verankerte Haltung ihn zu einem brauchbaren Menschen umwandelt. Abenteuer und Liebe sind der Inhalt dieses Romans. Es handelt sich gewiß um kein Kunstwerk, aber trotzdem müßten noch sehr viele solcher Bücher geschrieben werden.

Linz a. d. D.

Dr. Ferdinand Klostermann.

Menschenfischer. Roman von Maxence van der Meersch. 8^o (263). Feldkirch (Vorarlberg) 1948. Im Verlag der Quelle. Kart. S 18.—

Selten hat mich ein Buch so gepackt wie der „Menschenfischer“. Das Buch lenkt den Blick auf die brennendste aller Fragen: Wird der Arbeiterstand und die Arbeiterjugend den Weg zur Kirche finden oder wird es einmal eine Kirche ohne Arbeiter geben?

Vorhandene Tatsachenberichte aus den Anfängen der J. O. C. (Jeunesse ouvrière chrétienne) dürften dem Verfasser als Grundlage für sein Buch gedient haben. „Menschenfischer“ übt namentlich auf die Jungarbeiter, ob sie nun weltanschaulich positiv oder negativ eingestellt sind, einen nachhaltigen Einfluß aus. Wenn das Evangelium dem katholischen Jungarbeiter klare Grundsätze vermittelt, so vermag der „Menschenfischer“ Schwung zu geben und die Begeisterung für die KAJ. zu wecken. Es ist ein Lehrbuch des Apostolates unter den Arbeitern. Der „Menschenfischer“ darf in keiner KAJ.-Gruppe fehlen, er soll in allen Pfarrbüchereien zu finden sein. Selbst Priester werden vielfältige Anregung für die Arbeiterseelsorge und für das Studium der Arbeiterfrage erhalten.

Linz a. d. D.

KAJ.-Kaplan Alois Lettner (†).

Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz

Die Totenmesse. Abdruck aus dem Meßbuch „Weg des Lebens“. Vertont von Hermann und Josef Kronsteiner. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

Zu den beachtenswerten Behelfen, die im Anschluß an das Meßbuch „Weg des Lebens“ für die Seelsorge bereitgestellt wurden, ist nun auch die Gemeinschaftsfeier der Totenmesse herausgebracht worden. Diese Feierform ist kein neuer Vorschlag und kein neuer Versuch; sie ist in verschiedenen Kreisen jahrelang bewährt und erprobt und führt die liturgischen Bestimmungen durch, die für alle österreichischen Diözesen für die Feier der Gemeinschaftsmesse verpflichtend sind.

Sieg und Rettung. Familienweihe an das Unbefleckte Herz Mariens. Zusammengestellt im Auftrag des Seelsorgeamtes Linz von P. Norbert Schachinger O.S.B. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.—

In der Enzyklika „Auspicia quaedam“ vom 1. Mai 1948 wünscht Papst Pius XII. ausdrücklich die Familienweihe an das Unbefleckte Herz Mariens. Diese Kleinschrift zeigt den Weg und gibt Anleitungen für ihre Verwirklichung.

Herr, da bin ich! Unser Ministrantenbüchlein. 2. Auflage. Bearbeitet von einer Arbeitsgemeinschaft. Herausgegeben vom Seelsorgeamt der Diözese Linz. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.60.

Das Büchlein, dessen erste Auflage so schnell vergriffen war, ist nun in einem neuen, schmucken Kleid wieder erschienen. Es bringt die Gebete und Anweisungen für den Ministrantendienst. Darüber hinaus aber vermittelt es dem Ministranten die rechte innere Einstellung und Seelenhaltung für sein heiliges Amt.

Der große Markgraf. Herausgegeben von Kaplan Josef Franzl. Wien, Stephanus-Verlag Josef Aumann. S 1.30.

Eine Schrift für die Kinder. In ansprechender Art erzählt sie das Leben des heiligen Leopold. Kindertümliche Bilder unterstützen das Verständnis und erhöhen die Freude. Könnte man nicht über andere Heilige, die unserem Volke nahestehen, ähnliche Schriften herausbringen? Sie könnten viel Gutes wirken.

Angela Merici. Gedanken um Leben und Werk der hl. Angela, Gründerin der Ursulinen. Von Martha Günthersberger. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

Der Unterricht der weiblichen Jugend, ihre Erziehung in religiösem Geist muß den Bedürfnissen der Zeit angepaßt sein. Das, was den Orden der Ursulinen und sein Wirken heute so zeitgemäß macht wie in den vergangenen Jahrhunderten, ist der Geist seiner Gründerin: Sie hat keine Grenzen gesetzt für die Weite ihrer Tätigkeit und hat die Liebe zur Regentin ihres Ordens erhoben. Dies leuchtet aus diesem modernen Lebensbild.

Maria Theresia Scherer. Mitbegründerin der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz. Von Sr. Leontine Wittmann. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.60.

Das Lebensbild einer großen, mütterlichen Frau, die durch ihre Ordensgründung nicht nur der Schweiz, sondern auch unserem Volke und der ganzen Welt viel Gutes getan hat.

Kleine österreichische Kirchengeschichte. Von Dr. Ernst Josef Görlich. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 2.—

Ein wertvoller Behelf für Katecheten und Schüler, ein köstliches Büchlein für jeden, der über das Zusammenwirken von Kirche und Heimat im Laufe der Jahrhunderte einen kurzen Überblick sucht.

Der katholische Mensch. Von *Johannes Parizek*. Linz, Verlag Katholische Schriftenmission. S 1.20.

Vielfach hat die Welt vom katholischen Menschen verschwommene und verzeichnete Ansichten. Man wünscht oft gar nicht, diesem Menschentyp anzugehören. Darum begrüßen wir freudig diese neue Darstellung, die mit schneidigen Strichen das Bild herausarbeitet, in dem wir uns staunend selber erkennen.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Linz, Landstr. 41. — Printed in Austria.



GLOCKENGIESSEREI

f. Oberascher
Salzburg / Kasern

Gegründet 1670

lieferte die größten und schwersten nach 1945 in Österreich gegossenen Geläute.

Wir liefern:

Elektrische Läutemaschinen,
Kirchenglocken in jeder Größe in Kupfer-Zinn-Bronze
u. unserer hervorragend bewährten Oberascher-Spezial-Bronze

ARCHITEKTURBÜRO

für kirchliche Bauten und karitative Anstalten

Architekt

Hans Feichtelbauer

Linz a.d. Donau, Auf der Gugl 4 — Fernruf 2 47 59

Gegründet 1900

PARAMENTIK KARL HOFER

LINZ/DONAU, HOFGASSE 9 / TELEPHON 25 89 45

Eigene Kunstwerkstätte für Paramente
jeder Art. * Alle Reparaturen

STEININDUSTRIE ALBERT FRIEPESS

LINZ, FRIEDHOFSTR. 18
TELEPHON: 2-30 01

STEINPORTALE, GRABDENKMÄLER

AUS SCHWARZEM SCHWEDISCHEM GRANIT,
MARMOR,
WEISSER NAGELFLUH
UND ANDEREN NATURSTEINEN

E I G E N E S T E I N B R Ü C H E

ZWEIGBETRIEB URFahr * FILIALE STEYR

Ältestes Spezialgeschäft für alle RAUCHERARTIKEL

Porzellanmalerei — Porzellanphotographie
Josef Engler, Inh. Eduard Schille

LINZ, MELICHARGASSE 4a / NIEDERLAGE: HAUPTPLATZ 22

Reiches Lager aller Pfeifen und Zubehöre. Übernahme von Bernstein-
und Meerschamreparaturen

Friedrich Bangl

AKAD. ARCHITEKT UND BAUMEISTER

LINZ an der DONAU

BÜRO: SCHILLERSTRASSE 50

TELEPHON 2 22 25

GLASEREI

Franz Hölbauer

LINZ / DONAU, Baumbachstraße 2

EMPFEHLT SICH FÜR ALLE EINSCHLÄGIGEN ARBEITEN

Engelbert Daringer

AKADEMISCHER MALER

KIRCHENMALEREI

FIGURALE MALEREI IN FRESKO UND TEMPERA

SORGFÜLTIGE RESTAURIERUNG ALTER MALEREIEN

Wildenau im Innkreis

OBERÖSTERREICH

LIKÖR-FABRIK

Spirituosen- und Fruchtsäfte-Erzeugung

Tee- und Mate Import



R. PFUSTERWIMMER

LINZ-URFAHR, Hauptstraße 63

Fernruf 377